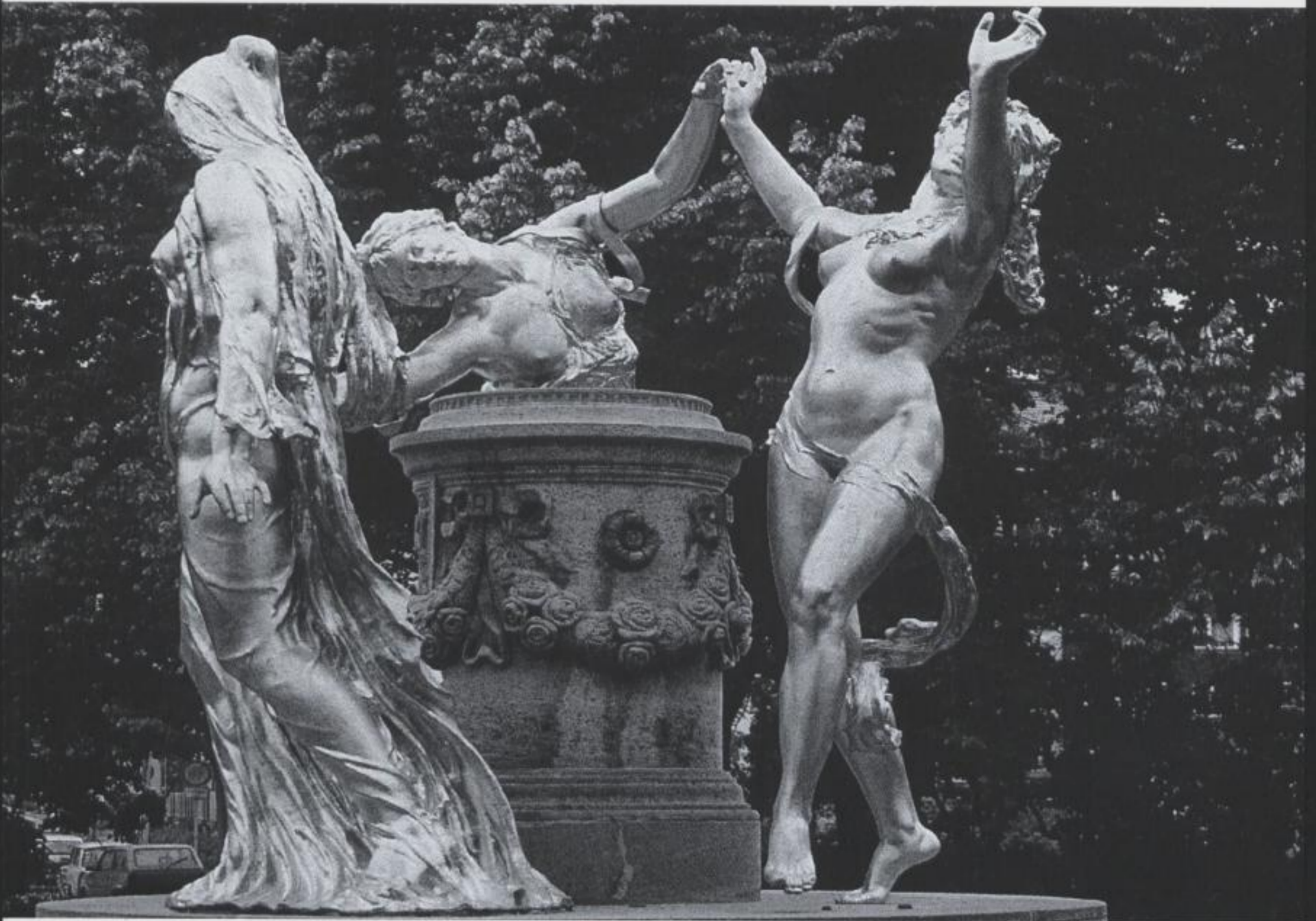




# DRESDNER HEFTE

# 62

Beiträge zur Kulturgeschichte



## Caroline, Berta, Gret und die anderen Frauen und Frauenbewegung in Dresden

DRESDNER HEFTE

18. Jahrgang, Heft 62, 2/00, herausgegeben vom Dresdner Geschichtsverein e.V.





Die Dresdner Sezession 1989, Foto G. Schlötke 1990  
von links unten: Gudrun Trendafilov, Karin Weber, Bärbel Kuntsche  
zweite Reihe: Leonore Adler, Gabriele Reinemer, Heidemarie Dreßel  
dritte Reihe: Angela Hampel, Thea Richter, Annerose Schulze, Kerstin Quandt  
oben: Sigrun Hellmich, Ulrike Griebel, Regine Buer, Gerda Lebke, Christa Donner, Karin Heyne



---

## Inhalt

---

- Seite 3 Vorbemerkung
- Seite 4 Iris Schilke  
Die starken Frauen des Barock
- Seite 10 Christian Püschel  
Die Abwerbung Dresdner Handwerkerfamilien und Näherinnen vor dem  
Siebenjährigen Krieg nach Dänemark
- Seite 18 Günter Jäckel  
Von den »sächsischen Frauenzimmern« um 1800
- Seite 29 Iris Schilke  
Frauenvereine im 19. Jahrhundert
- Seite 35 Una Giesecke  
Frauen im Ersten Weltkrieg
- Seite 43 Jayne-Ann Igel  
Besitzstandswahrung und Experiment. Der Stadtbund Dresdner Frauenvereine  
1918 bis 1933
- Seite 50 Annett Dudek  
»Glaube und Schönheit« – Frauen in Dresden in der NS-Zeit
- Seite 57 Karla Scharf  
Die Ankunft der Musen im Alltag. Dresdner Malerinnen der fünfziger und  
sechziger Jahre
- Seite 63 Sigrun Hellmich  
Die Dresdner Sezession 89 – Eine Künstlerinnengruppe zwischen Anspruch  
und Realität
- Seite 72 Claudia Kort / Cynthia Schwab  
»Ich weiß nicht, warum es hier keine Neugier auf mich gibt?« – Erfahrungen von  
West-Frauen in Dresden

### Porträts und Skizzen

- |           |  |  |
|-----------|--|--|
| Seite 79  | Sonja Koch                             | Marie Stritt – Frauenrechtlerin im Kaiserreich                                     |
| Seite 82  | Gabi Gorgas                            | Paula Modersohn-Becker und Dresden   |
| Seite 85  | Ingrid Kirsch                          | Julie Salinger – eine der ersten Frauen im Länderparlament Sachsens                |
| Seite 89  | Ernst Günther                          | Trude Stosch-Sarrasani   |
| Seite 91  | Una Giesecke                           | Ursula Bergander – »Das Wichtigste, was ein Geburtshelfer braucht ist ein Schemel« |
| Seite 96  | Neuerscheinungen zur Dresden-Literatur |  |
| Seite 101 | Gesamtverzeichnis Dresdner Hefte       |  |
| Seite 103 | Autorenverzeichnis                     |  |
| Seite 104 | Fotonachweis                           |  |



## Vorbemerkung

»Unserer Lieben Frauen« hieß die berühmteste Kirche Dresdens im Zeitalter der Marienverehrung. Das weibliche Prinzip verkörperte im Mittelalter das hohe Ideal des Lebensspendenden und Bewahrenden, und wer will, kann die Spuren dieser Ehrerbietung quer durch die Kulturgeschichte verfolgen, bis hin zu den säkularisierten Anstandsregeln des Herrn Knigge oder den Gleichstellungsgesetzen der Gegenwart. Parallel dazu läuft eine andere Spur – die des tatsächlichen Umgangs von Mann und Frau in einer patriarchalisch geprägten Gesellschaft. Sie ist so fatal, wie die Geschichte selbst immer auch blutig war und wechselt zwischen blanker Ausbeutung und raffiniert balanciertem Rollenspiel. Erst das 20. Jahrhundert hat sich mit den psychologischen Hintergründen der Hierarchien der Lieblosigkeit ausgiebig beschäftigt, und Mann und Frau wissen u.a. durch den Bestseller »Die Kunst des Liebens« von Erich Fromm (der in den zwanziger Jahren kurz in Dresden lebte und hier seine Frau kennenlernte), daß Gleichberechtigung ohne den Zusammenhang äußerer Gleichstellung und innerer Freiheitsfähigkeit ein Papiertiger bleibt. »Frauenrechte sind Männerpflichten« argwöhnte noch um die Jahrhundertwende Karl Kraus. 1918 durften in Deutschland Frauen nach zähem Kampf zum ersten Mal zur Wahl gehen –, das »Davor« ist uns allerdings schon ein Anachronismus. Gleichwohl – bei gleichem Bevölkerungsanteil sitzen im aktuellen Dresdner Stadtrat neben 50 Männern nur 20 Frauen, und es sind von den Führungspositionen in der Stadtverwaltung nur 32 Prozent weiblich besetzt. Aber nicht nur die Statistik lehrt uns, das Thema ist längst nicht erledigt, eher verlagert, und so sind die Texte dieses Heftes, so sehr sie von der Geschichte der Frauenbewegung in Dresden erzählen, eben nicht nur historischer Stoff. Sie lassen sich auch lesen als »die lange Anstrengung, dem Anderen nahe zu kommen« (Wilhelm Schmid).

Das vorliegende Heft, das gemeinsam mit dem Frauenstadtarchiv entstand, versucht sowohl in Überblicksdarstellungen zu Lebensverhältnissen von Frauen in Dresden und der Frauenrechtsbewegung im 19. und 20. Jahrhundert, als auch mit ausgewählten biographischen Skizzen dazu einen kleinen Querschnitt regionaler Entwicklung zu geben. Eben weil Gleichheit noch immer ein heikles Thema ist, bittet die Redaktion um Toleranz bei Leserinnen und Lesern. Zweifellos fehlt in diesem Heft manche bedeutende Frau dieser Stadt ebenso, wie diskussionswerte Themen nur beiläufig behandelt wurden. Die alltäglichen Lasten des Familienerhalts nach 1945 in einer zerstörten Stadt, in der doppelt so viele Frauen wie Männer lebten, wäre ein eigenes Kapitel wert, oder die Situation berufstätiger Frauen in der DDR mitsamt ihren ideologisierten Gleichheits-Ritualen, und neben die Erfahrungen der »West-Frauen« im Osten ließe sich die der hiesigen mit einer »männlichen« Marktwirtschaft stellen. Scheidungsrate und Arbeitslosenanteil, das Frauenzentrum und die »Bücherfrauen«, Frauen im Geschäft, Frauen als Geschäft. – Die in diesem Heft gegebenen Situationsbeschreibungen von Frauen in Dresden erzählen ein Stück Vorgeschichte dieser gesellschaftlichen Sitten.

Hans-Peter Lühr



## Die starken Frauen des Barock

### Die Tugend

Erst 1783 wurde in Sachsen die Todesstrafe für Ehebruch aufgehoben, so daß sie, rechtlich gesehen, alle dem Henker verfallen waren, die Cosel, die Dönhoff, die Lubomirska. Doch sie wußten, daß keine Gefahr bestand. Für den Fürsten galten die irdischen Gesetze nicht.

Friedrich August, der Starke. Seine Kraft hatte er, wenn wir Stichart, dem Chronisten der Wettinerinnen, trauen dürfen, von einer Frau geerbt, über viele Generationen hinweg: Cimburgia, eine Sarmatin, die Nägel mit der bloßen Hand in ein Brett schlug, Mutter Margarethas von Österreich (um 1416–1486), der Gemahlin Friedrichs des Sanftmütigen.

Tugend war im Barock der Sammelbegriff für die Eigenschaften des idealen Mannes, also selbstverständlich des Fürsten. Sie hatte mit Kraft zu tun, und Sinnlichkeit war durchaus mit ihr vereinbar. Die Cosel dachte und handelte in Übereinstimmung mit dieser Wertewelt, auch als sie Friedrich August das Heiratsversprechen abforderte. Sie brach jedoch die Regeln, als sie auf der Einlösung des Versprechens bestand. Die Göttlichkeit des Fürsten wurde getrübt, wenn er sich an Gesetze und Versprechen band.

In der gedrückten und gedemütigten Bürgerwelt entwickelte sich ein entgegengesetzter Tugendbegriff: die Tugend der Verweigerung und Enthaltbarkeit.

Kritisch wurde es, wenn beide Wertesysteme einander in die Quere kamen. Das geschah in Dresden im Jahre 1685, als Kurfürst Johann Georg III. die Sängerin Margarita Salicola aus Venedig entführte und ein Kind mit ihr zeugte. Der Hofprediger Spener durfte nicht wagen, letzteres zu erwähnen; also predigte er, im Einverständnis mit der betrogenen Kurfürstin Anna Sophie, gegen die Bühnenauftritte Salicolas. Er wurde entlassen und ging nach Berlin, Anna Sophie aber hielt zu ihm, er blieb ihr Beichtvater und besuchte sie regelmäßig.

In ihrer Schwiegertochter Christiane Eberhardine fand Anna Sophie eine starke Verbündete in ihrer Rolle als Vertreterin des bürgerlichen Wertesystems im feindlichen Lager. Beide Frauen litten unter der Mätressenwirtschaft und besonders unter dem Abfall Friedrich Augusts von der evangelischen Kirche. Sie zogen sich auf ihre Witwensitze zurück und widmeten sich der Erziehung junger Menschen zum Protestantismus: Anna Sophie ließ ihren Enkel, den Kronprinzen, heimlich confirmieren, Christiane Eberhardine hatte eine ganze Schar von Fürstentöchtern bei sich, für die sie auch passende Ehen stiftete.

Ein halbes Jahrhundert später läßt Lessing in seiner »Emilia Galotti« die bürgerliche Tugend der höfischen Sinnlichkeit entgentreten, wobei die Frau geopfert wird, denn nur im Tod erlangt die Frau Gleichheit mit dem Mann. Tugend wird gleichbedeutend mit Sittlichkeit – und



damit wird sie zur Sache der Frauen. Zur gleichen Zeit gründet die Kurfürstin Maria Antonia Walpurgis den Orden »Sklavinnen der Tugend«, in dessen Ordensgewand sie schließlich auch begraben wird. In ihrer Oper »Talestris, Königin der Amazonen« aber hat sie vorher noch einmal die starken Frauen des Barock gefeiert.

Verheerend wirkte sich das bürgerliche Wertesystem auf die Frauen der Unterschichten aus, die meist als Dienstmagd ihr Brot verdienten. In immer verschärfteren Gesindeordnungen (1657, 1735, 1769) wurde ihre Disziplinierung vorangetrieben, und damit zum Schaden der Spott nicht fehle, verhöhnte man sie in Komödien (1729: Der Dresdner Mägde Schlendrian).

Dienstmägde sollten möglichst nicht heiraten, um keine Kinder in die Welt zu setzen, die dann der Kommune zur Last fielen; Unverheiratete sollten aber gänzlich enthaltsam leben. Am schlimmsten waren die Exzesse, denen Kindesmörderinnen zum Opfer fielen, meist Dienstmägde. Während Mätressen am Hof wie Göttinnen gefeiert wurden, stürzte man die unglücklichen Frauen aus dem Volk von der Elbbrücke in den Fluß – und zwar in einem Sack zusammen mit lebenden Hunden und Katzen. So geschah es z. B. in den Jahren 1703, 1704 und 1709. Um 1720 ging man dazu über, Kindesmörderinnen zu enthaupten.

### Gelehrte Frauen

1698 wurde am Dresdner Hof eine Komödie »Die Jungfer Studentin« aufgeführt. Die Verspottung der gelehrten Frau ist jedoch für die Zeit des Barock eher untypisch. In Dresden war die Erinnerung an Mutter Anna noch wach, die überall, wohin sie kam, Laboratorien und Apotheken gründete, ein »Kunstbuch« mit Rezepten verfaßte und junge Mädchen in der Kräuterkunde ausbildete. Oder an Erdmuthe Sophie von Sachsen, Markgräfin von Brandenburg-Bayreuth (1644 bis 1670). Sie schrieb das »Kompendium zur Geschichte und Beschaffenheit des Heiligen Römischen Reichs«.

Auch im geistlichen Stand herrschte vor 1750 eine gewisse Akzeptanz der Gelehrsamkeit bei Frauen: man stellte die Standeszugehörigkeit über die Geschlechtszugehörigkeit. Für eine Pfarrerstochter galten lateinische und griechische Sprachkenntnisse zwar als ungewöhnlich, keineswegs aber als unangemessen. So schreibt Zedler in seinem Universallexikon von 1733 lobend



Christiane Eberhardine, Kurfürstin von Sachsen,  
Gemälde von Johanni Kupetzky



über die Tochter des Archidiakons Bose: »Bosin, Johanna Margaretha, verheiratete sich an den Sup. D. Hofkuntzen zu Torgau. Sie verstund die Griechische, lateinische und französische Sprache vollkommen, wußte hiernächst in theologischen Sachen zu discurieren und hatte auch in Antiquitäten ingl. in Vokal- und Instrumentalmusik sehr viel getan.« Noch war die Gelehrsamkeit kein Eehindernis, da man die Vorteile, die eine gelehrte Frau z. B. beim Korrekturlesen bot, über die Unbequemlichkeit des Zusammenlebens mit einer ebenbürtigen und darum selbstbewußten Frau stellte.

Anerkennung fanden auch die Übersetzungen aus dem Griechischen der Ernestine Christiane Reiske (1735–1798). Nach dem Tod ihres Vaters mußte sie mehrere Jahre lang als Putzmacherin arbeiten, bevor sie durch die Ehe mit dem Gelehrten Johann Jacob Reiske ihre Sprachbegabung als Gefährtin ihres Mannes einsetzen konnte. 1780 lebte sie in Dresden.

Mit Lessing setzte jedoch eine andere Einschätzung der weiblichen Gelehrsamkeit ein. In seiner Komödie »Der junge Gelehrte« erscheint es als Ausdruck der Dummheit des Vaters, daß er sich eine gelehrte Frau wünscht.

### Religion und Hexenverfolgung

1407 erfolgte in Dresden die erste dokumentierte Hexenverbrennung, das Opfer war eine arme Magd. Die Melzerin, die Torschmiedin wurden »um den Unglauben« vertrieben bzw. verbrannt, 1520 Anna Schneider, 1523 die Ertzten (Ärztin?) zum Tode verurteilt. 1572 mußte sogar die Schwester des Kurfürsten August, Herzogin Sidonie, bei ihrem Bruder Schutz vor der Hexenverfolgung suchen. 1585 wurde Heidine Wiedemann verbrannt, 1694 erfolgte der Hexenprozeß gegen die Mutter der Neitschützin. Das mochte wohl ausreichen, die Frauen zum Schweigen zu bringen.

Erst im Pietismus meldeten sie sich wieder zu Wort. Henriette Catharina Freifrau von Gersdorf (1648–1726) war eine der ersten, die mit geistlichen Liedern an die Öffentlichkeit trat. Die Anhängerin Speners lebte bis 1702 in Dresden. Als erste bürgerliche Dichterin in Dresden ist Maria Erdmuthe Benigna Hänel (1715–1775) zu erwähnen, die ein Gedicht zum Brand der Kreuzkirche und ein weiteres 1767 zum Wiederaufbau schrieb.

Nach der Vertreibung Speners sammelten sich die Dresdner Pietistinnen um Zinzendorf und die Herrnhuter Brüdergemeine. Erdmuthe Dorothea Gräfin von Zinzendorf kam 1716, damals noch unverheiratet, zum erstenmal nach Dresden. Entsetzt schrieb sie über die Dresdner an ihre Mutter: »Sie leben nicht einmal wie die ehrbaren Heiden, es geht nicht anders zu, als zu Sodom und Gomorra.«

1721 hielt sich Dorothea von Zinzendorf dann noch einmal zusammen mit ihrem Mann in Dresden auf, bevor sie ihre »Streiterehe« in Hennersdorf und Berthelsdorf fortsetzten. Während der zahlreichen Missionsreisen Zinzendorfs hielt sie, trotz zahlreicher Entbindungen, das entstehende Werk wirtschaftlich und organisatorisch zusammen.

Durch die Konvertierung Friedrich Augusts zum Katholizismus wurden viele Dresdnerinnen im Umkreis des Hofes in den Religionsstreit hineingezogen. Ob sie evangelisch bleiben oder katholisch werden wollten, man billigte ihnen keineswegs Religionsfreiheit zu. Der Kampf zwi-



schen den beiden Kirchen führte jedoch dazu, daß religiöse Bedürfnisse von Frauen wahrgenommen und öffentlich diskutiert wurden. Schon 1683 wird einer Hendrina Strickin, genannt »die Sonne«, der Besuch der katholischen Messen verboten. Ein Fräulein von Osterhausen, vermutlich identisch mit Henriette von Osterhausen, der Mätresse Friedrich Augusts, trat 1722 zum Katholizismus über. Aus diesem Anlaß fand in ihrem Haus ein Gespräch zwischen dem Magister Hahn und dem Jesuitenpater Nonnhardt statt, über das in einer Druckschrift berichtet wurde. Im gleichen Jahr sollte Maria Johanna Baum, die Tochter des Kgl. Kammerdieners Dionysius Baum, von ihrem Vater zum Übertritt zum Katholizismus gezwungen werden. Hier stellte sich die Dresdner Bürgerschaft auf die Seite des Mädchens.

Besonders schwer hatten es die jüdischen Frauen. Sie wurden in der Stadt nur als Familienangehörige sogenannter »Schutzjuden« geduldet. Wenn ihr Mann starb, verloren sie das Aufenthaltsrecht und mußten es für sich neu beantragen. So erbittet z. B. Juditha Saul, die Witwe des Hofdoktors, 1748 Erlaubnis zum ferneren Aufenthalt in Dresden für sich und ihre Kinder, 1796 Judith Aaron, die Witwe des Hoffactors.

### Malerinnen

Malerinnen fanden im 18. Jahrhundert mehr Anerkennung als im 19., da das Malen noch nicht als dilettantische Beschäftigung müßiger Damen verbreitet war und meist die Töchter von Malern als Helferinnen ihrer Väter und Ehemänner geschätzt wurden, wie z. B. Wilhelmina Oeser (1755 Dresden – 1813 Leipzig), Tochter und Schülerin des Bildhauers und Malers Adam Friedrich Oeser, oder Theresia Concordia Maron (1725–1806), älteste Tochter des Malers Ismael Mengs. In der Dresdner Gemäldegalerie finden wir außer ihrem Selbstbildnis auch ein Porträt ihrer jüngsten Schwester Juliane Charlotte.

Die bedeutendste Dresdner Malerin ist Rosalba Carriera (1675–1757), obwohl sie Dresden nie besucht hat. Dresden kam zu ihr nach Venedig. Die Gräfin Anna Katharina Orzelska, Tochter Augusts des Starken, seine Mätresse Gräfin Ursula Katharina Lubomirska und auch die Sängerin Faustina Hasse-Bordoni wurden von ihr porträtiert.

Selbst unter den Akademiemitgliedern waren Frauen – undenkbar im 19. Jahrhundert. So wurde die Malerin Friederike Caroline Friedrich (1749–1815) im Jahre 1774 vom Kurfürsten zur Pensionärin der Dresdner Akademie ernannt.

Das Ende dieser frauenfreundlichen Kunstperiode wird scharf markiert von Wilhelm von Kugelgens überheblicher Beurteilung der Lebensleistung Appolonia Seydelmanns, jemand habe ihr wohl aus Galanterie den Professorentitel verliehen. Für ihn war der Maßstab seine Mutter, die aus schwärmerischer Begeisterung für den neuen Familienkult ihre Arbeit als Malerin aufgab und so ihren Mann zwang, das traute Heim zu verlassen, verhaßten Aufträgen nachzureisen, um die Familie als alleiniger Ernährer zu versorgen.





Die Sängerin Faustina Hasse-Bordoni,  
Pastell von Rosalba Carriera

### Sängerinnen und Schauspielerinnen

Eine Sonderstellung nahmen die Bühnenkünstlerinnen ein; Goethe vergleicht ihre Privilegien mit denen des Adels: wie dieser durften sie ihre Persönlichkeit ganzheitlich verwirklichen, ohne die Zwänge, die auf dem Bürgertum lasteten. Diese Freiheit bezahlten sie mit extremer sozialer Unsicherheit. Eine alte oder kranke Schauspielerin fiel oft der Armenpflege zur Last, ihre zuständige Heimatgemeinde wurde ermittelt, und dann wurde sie dorthin abgeschoben, um den Rest ihrer Tage im Arbeitshaus zu spinnen.

Der sicherste Schutz vor dieser Gefahr – der freilich vielen Künstlerinnen auch zur Falle wurde – war die Ehe mit einem gutsituierten Mann. Ein glückliches Beispiel einer solchen Künstlerehe bietet im 18. Jahrhundert Faustina Hasse-Bordoni und ihr Mann, der Komponist Johann Adolf Hasse. 1731–1756 hielt sich das Ehepaar in Dresden auf.

Die ersten urkundlich nachweisbaren Schauspielerinnen in Dresden waren die Frau und Tochter des Magisters Velten, die 1678 in

Dresden auftraten; 1686 stieß eine Adlige, Sara von Boxberg, zu ihnen. Viel zu berichten gäbe es auch von den italienischen Komödiantinnen, unter denen sich die Mutter Casanovas befand. Die Verdienste der Schauspielerin und Prinzipalin Friederike Caroline Neuber (1697–1760) um die soziale Aufwertung ihres Standes sind dagegen glücklicherweise weitgehend bekannt.

### Gewerbetreibende

Das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch litten die Dresdner Bürger Mangel an Dienstmägden. Sie kamen jedoch nicht auf den Gedanken, die Arbeitsbedingungen (16-Stunden-Tag, 7-Tage-Woche) zu verbessern oder den Lohn zu erhöhen. Statt dessen versuchten sie auf alle Weise, Frauen den Weg zu anderen Erwerbsmöglichkeiten zu versperren. Das extremste Beispiel war wohl die Bestimmung, daß Höckerinnen in Pestzeiten zur Krankenpflege gezwungen werden sollten. Trotzdem versuchten die Frauen der Unterschicht alles, um ihren Unterhalt durch selbständige Arbeit zu verdienen. Aber auch gutbürgerliche und selbst adlige Witwen versuchten entweder das Gewerbe ihres Mannes weiterzuführen oder sogar ein neues anzufangen.

Da für jede solche Arbeit eine Konzession erforderlich war, finden wir im Dresdner Stadtarchiv eine Fülle von Anträgen, Genehmigungen und Ablehnungen. Dabei waren die Anträge



häufig mit der sozialen Situation der Kleinunternehmerin verbunden. Daneben finden sich Klagen von Viertelsmeistern und Konkurrenten gegen die Gewerbetätigkeit der Frauen.

Besonders häufig betätigten sich die Frauen im Handel. Ungewöhnlich ist der Fall der Maria Reichhardt, die 1681 eine Konzession zur Fortführung des von ihrem Mann ab 1664 betriebenen Eisenhandels erhielt. Den Kräuterweibern auf dem Markt wird 1750 der fernere Verkauf von Sadebaum und Gottesgnadenkraut verboten, weil sich die Weiber daraus Abtreibemittel brauten. Margarethe Gertraude Stiehler ersucht 1753 um Erlaubnis zum Verkauf geräucherter Fleisch- und gesalzener Fischwaren auf dem Markte. Auf dem Markt betätigte sich vermutlich auch die erste Dresdner Zahnärztin Anna Maria Meyer, Witwe des Hofzahnarztes aus Regensburg, welche Zähne auszog, plombierte, reinigte und einsetzte.

Wohlhabendere Frauen zogen das Gastgewerbe vor. Das Braurecht gehörte ursprünglich zu jedem Bürgerhaus, und das eigene Bier durfte auch ausgeschenkt werden. Für Häuser außerhalb der Stadtmauern war ein Brauprivilegium erforderlich, 1643 erhielt Clara von Taube eines für Nöthnitz. Noch problematischer war der Ausschank fremder Biere und Weine. 1704 ersuchte Anna Sophia von Neitschütz um Übertragung der auf dem Nehlischen Garten zugestandenen Freiheit des fremden Bier- und Weinschanks auf das Trompeterschloßchen.

Handwerksbetriebe und Manufakturen, die von Frauen geführt wurden, waren seltener. Besonders interessant ist die Geschichte der Fayencemanufaktur auf der Hauptstraße, die über drei Generationen in Frauenhänden war.

### Im Dienst der Stadt

Im 17. und 18. Jahrhundert nahmen viele Frauen verantwortungsvolle Aufgaben im städtischen Dienst wahr. Das bedeutete nicht immer, daß sie von der Stadt eine Entlohnung empfangen; sie wurden von städtischen Beamten instruiert und vereidet, bekamen aber manchmal nur einen kleinen Zuschuß oder einen Steuererlaß und mußten im übrigen ihre Einnahmen selbst erwirtschaften. Die Stellen wurden nicht nur nach Befähigung, sondern auch nach sozialen Kriterien vergeben.

Mädchenschulmeisterinnen lebten vom Schulgeld, das jedoch nicht immer für den Lebensunterhalt ausreichte. Bis 1709 tauchen sie in den Akten auf; 1708 gründet der Rat eine eigene Mädchenschule, es erscheinen nun bis 1806 in den Ratsakten keine Lehrerinnen mehr, sondern nur noch Schulköchinnen, Aufseherinnen im Waisenhaus und vor allem Findelmütter. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden Männer mit der Leitung des Findelhauses beauftragt.

Ähnlich wie die Schulmeisterinnen wurden auch die Hebammen anfangs bezuschußt. Eine der ersten in Dresden erwähnten Hebammen, die Zieglstreicherin, erhielt 1513 1 Schock 20 Groschen ausgezahlt, bei anderen wurde das Geschoß, die Steuer, erlassen. Im 18. und 19. Jahrhundert gab es keine Zuschüsse mehr. Die Anzahl der Stadthebammen war eingeschränkt, jeder von ihnen war eine Stuhlfrau als Gehilfin zugewiesen. Seit dem 18. Jahrhundert erhielten sie eine systematische Ausbildung im Hebammeninstitut.

Nicht zu vergessen ist am Schluß das Amt der Heimbürgin, Grabebitterin oder Leichenwäscherin, das niemand den Frauen streitig machte.



## Die Abwerbung Dresdner Handwerkerfamilien und Näherinnen vor dem Siebenjährigen Krieg nach Dänemark

Die Aussicht auf besseren Verdienst veranlaßte Fachkräfte schon seit jeher, sich an einem anderen Ort niederzulassen. In den Artikeln der Handwerkerinnungen waren die Wanderjahre eine notwendige Voraussetzung zum Erwerb des Meisterrechts. Im städtischen Bereich war die Mobilität der Männer deshalb erheblich größer als die der Frauen. Schon eine orientierende Auswertung der Dresdner Bürgerbücher zeigt, daß die auswärtigen Antragsteller für den Erwerb des Bürgerrechts gegenüber den Söhnen der Stadt vielfach in der Mehrheit waren.<sup>1)</sup> Mit dem Aufkommen des Merkantilismus begann eine zielgerichtete staatlich gesteuerte Abwerbung von Arbeitskräften, dem die betroffenen Länder, wie das wirtschaftlich und kulturell hoch entwickelte Sachsen, durch entsprechende Gesetze entgegenzusteuern suchten. Das Manufakturzeitalter brachte auch eine zunehmende Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften, die vorher nur als mithelfende Ehefrauen, als Dienstmädchen oder auf eigene Rechnung als Wäscherinnen, Plätterinnen und Weißnäherinnen oder als illegale Konkurrenz der Schneider eine Tätigkeit fanden.

Auch in Krisenzeiten, wo die bloße Existenzsicherung die unteren Bevölkerungsschichten zur Abwanderung veranlaßte, wurde versucht, die Werbungen aus dem Ausland zu unterbinden. Mindestens zwei Indizien sprechen dafür, daß Kursachsen bereits in den letzten Jahren vor dem Siebenjährigen Krieg in einer schwierigen wirtschaftlichen Situation war. Die Staatsschuld war von knapp 5 Millionen Talern im Jahre 1732 bis 1756 auf ca. 41 Millionen Taler<sup>2)</sup> angestiegen und die Gründung von Manufakturen war zurückgegangen.<sup>3)</sup> Genauere Untersuchungen, wie sich die Situation in der Privatwirtschaft darstellte und welche sozialen Auswirkungen zu verspüren waren, sind noch ein Mangel. Mit dem hier aus stadthistorischer Sicht vorzustellendem Beispiel, in dem besonders auf die Beteiligung von Frauen an der Abwerbung und deren Bestrafung, auf die als Zielgruppe besonders interessanten Näherinnen und auf die bemerkenswerte Rolle der Ehefrauen der Handwerksmeister beim Aufbau der neuen Existenz im Ausland eingegangen werden soll, kann selbstverständlich nur ein kleiner Beitrag zur Beantwortung dieser Fragen geleistet werden.<sup>4)</sup>

Die Verleitung der Untertanen zum Wegziehen außer Landes wurde ähnlich wie die Übergriffe ausländischer Rekrutenwerber im kursächsischen Mandat vom 20. Dezember 1723 unter strenge Strafe gestellt.<sup>5)</sup> 15 Jahre später mußten die sächsischen Behörden feststellen, daß die »Anwerbung Unserer Unterthanen und Soldaten in fremde Dienste keineswegs unterblieben«





Die Kirche der deutschen Gemeinde in Kopenhagen, Stich von H. Quist, 1763

war. Insbesondere würde die Desertierung »durch liederliche Weibes-Personen am meisten angesponnen und befördert.« Am 30. Oktober 1738 wurde daher ein »Anderweit geschärfktes Mandat wieder die verbotenen frembden Werbungen und wegen derer Deserteurs« erlassen.<sup>6)</sup> Den Tätern wurde die Todesstrafe durch Schwert oder Galgen, im schweren Fall mit dem Rad angedroht. Bei bloßer Mitwisserschaft sollte auf Staupenschlag und lebenslange Festungsbau- oder Zuchthausstrafe erkannt werden.

Neben Preußen war es jetzt das Königreich Dänemark, das eine aktive Einwanderungspolitik betrieb. In den Jahren 1731 bis 1745 wurde das Schloß Christiansborg aus sächsischem Sandstein gebaut.<sup>7)</sup> Bereits 1735 hatte man ein Landes-Ökonomie und Kommerz Kollegium gegründet. Fremde Manufakturisten und Fachleute wurden ermutigt, sich auf Staatskosten in Dänemark einzurichten. So erhielt der holländische Kleiderfabrikant Elias Coustone 5000 Taler, damit er überhaupt nach Dänemark kam und zusätzlich 18 000 Taler Kredit für die Einrichtung seiner Manufaktur. Für die Ausfuhr der Waren wurde Zollfreiheit gewährt.<sup>8)</sup> Ein ähnliches Etablissement, das auch Frauen Arbeitsmöglichkeiten bot, existierte in Sachsen, wo die Innungen einen erheblichen Einfluß hatten, zu dieser Zeit nicht. Die Herstellung von Bekleidung war bis zur Gewerbeordnung von 1861 grundsätzlich dem Innungszwang unterworfen.<sup>9)</sup> Das dänische Kommerzkollegium gab jährlich zwischen 22 000 und 30 000 Taler zur Förderung von Manufakturen aus. Im Jahre 1742 waren über die Hälfte der 2000 Kopenhagener Textilarbeiter Aus-



länder. Schloßbauten und der Wunsch des Adels nach Repräsentation zogen auch fremde Kunsthandwerker an.<sup>10)</sup> Die Ansiedlung deutscher Arbeitskräfte war im vielfach deutschsprachigen Kopenhagen sehr erleichtert. Hier gab es schon seit 1575 eine deutsche evangelische Gemeinde.<sup>11)</sup>

Als die sächsische Landesregierung von erneuten Abwerbungen erfuhr, erließ sie am 27. September 1753 an den Dresdner Rat folgendes Reskript: »Liebe Getreue. Nachdem bey uns die Anzeige eingelangt, welchergestalt ein gewisser Mensch, Namens Friedrich August Döhler, welcher zeithero ein grünes Tuch-Kleid mit gelben Knöpfen getragen, nicht nur verschiedene Stühle, worauf Sammet gemacht wird, außer Landes zu senden unternommen, sondern auch ein und andere Sammet-Macher und Stücker Leute zum Wegziehen nach Coppenhagen, verleiten gesucht. Alß ist Hiermit Unser Begehren, ihr wollet diesen Döhler alles Fleißes und mit gehöriger Behutsamkeit nachtrachten und denselben zur Hafft zu bringen, euch bemühen.«

Der für solche landesherrliche Aufträge zuständige Ratssyndikus ließ über die Sache Erkundigungen einziehen. Am 30. Oktober 1753 meldete sich eine Jungfrau Weinholdin. Sie berichtete, daß besagter Kaufmann Döhler einige Personen nach Dänemark mitgenommen hätte. Sechs Personen (davon ein Ehepaar, eine Witwe mit Tochter und zwei ledige Frauen aus der Seevorstadt und aus Friedrichstadt) konnte sie namentlich angeben. Ansonsten wären es Strumpfwirker gewesen, die auch seidene Strümpfe herstellen könnten. In der dänischen Gesandtschaft wüßte man Bescheid, hätte aber angeblich mit der Sache nichts zu tun. »Ferner kenne sie eine Frau aus Friedrichstadt, deren Tochter wieder der Mutter Willen schon vor einiger Zeit nach Dänemarck gegangen sey, und welche iezo an ihre Mutter geschrieben, daß sie nichts zu leben daselbst habe, und um nicht zu verhungern, die liederlichste Lebensart mit Matrosen führen müße.« Am liebsten wollte die Frau Weinhold den Brief an die Öffentlichkeit bringen, »weil dadurch die Mädgen am meisten würden abgeschreckt werden.«

Nach umfangreichen Erkundigungen erstattete der Syndikus am 2. April 1754 seinen Bericht an die Landesregierung. Döhler sei am 29. September in Dresden gewesen und habe einige Näherinnen unter dem Vorgeben, daß sie in seiner Kopenhagener Fabrik (als Wochenlohn) einen Taler Species verdienen könnten, wenn sie hier einen Taler current bekämen<sup>12)</sup>, so wie einige Männer, Strumpfwirker und Wollspinner, mitgenommen. Er sei vom dänischen Hof mit Paß und Instruktion versehen gewesen. Die Ermittlungen gegen verschiedene an der Sache angeblich Beteiligte verliefen im Sande.

Erst am 12. April 1755 wurde mit der Vernehmung des Tuch- und Zeugmachers Johann Daniel Viehweg die Angelegenheit wieder aufgenommen. Dieser sagte aus, daß im Juli und Oktober 1754 vier Tuchmacher namens Otto nach Dänemark gereist wären, weil sie in Dresden »nichts mehr zu leben gehabt bey ihrer Profession«. Einen Abwerber konnte Viehweg nicht angeben, er glaube, »daß sie durch ihre mißlichen Umstände darzu bewogen worden« waren. Vor drei bis vier Wochen sei noch ein Bruder der Ottos zusammen mit einem armen Pfefferküchler nach Kopenhagen gezogen. Christian Ottos Frau sei jetzt nach Dresden zurückgekommen. Ihrer Familie ginge es in Kopenhagen gut, sie hätten vom König einen Vorschuß bekommen und ernährten sich von ihrer erlernten Profession. Die anschließend verhörte Maria Dorothea Otto bestätigte Viehwegs Aussage. Sie sei mit ihren sieben Kindern noch in Dresden geblieben,



ernähre sich kümmerlich mit Näharbeit und Almosen gutherziger Leute. Sie wisse noch nicht, wann sie auch nach Kopenhagen ziehen werde.

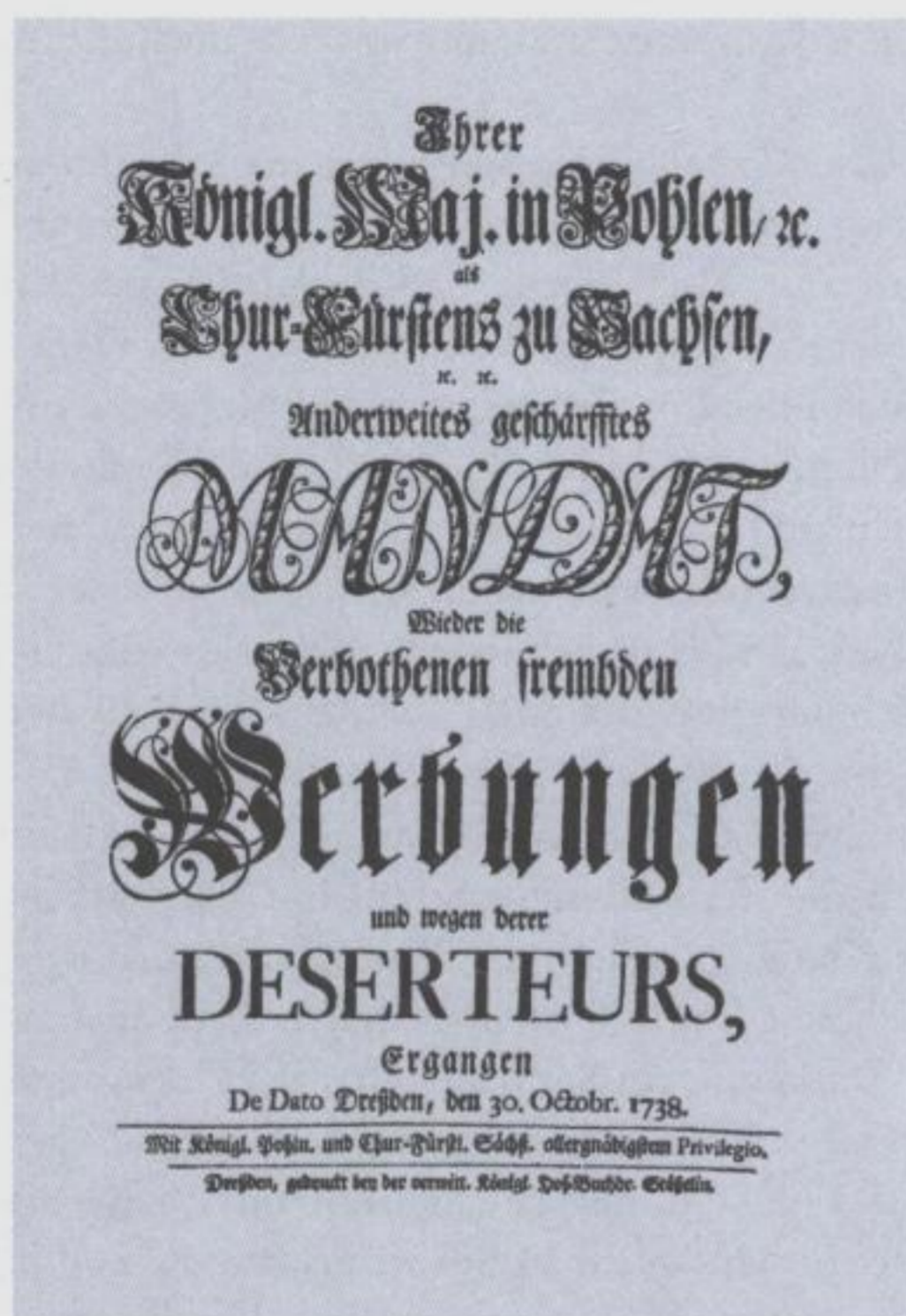
Die Situation der Tuchmacher war in Dresden besonders mißlich, weil sie gegen die Leineweber einen Prozeß verloren hatten, obwohl es in der ganzen Welt, »wo es zünftig ist«, den Leinwebern nicht erlaubt sei, Tuchmacherware herzustellen. Nach einem Gesuch des Ältesten der Tuchmacherinnung vom 8. August 1755 wollten angeblich sämtliche Tuchmacher nach Dänemark oder Preußen ausreisen, weil sie dort sehr gut aufgenommen würden und hier mehr zusetzen als gewöhnen. Der Faktor des Dresdner Waisenhauses dürfte in seinen Laden auswärtige Tuchwaren verkaufen, die Leineweber trieben Tuchhandel und der Premierminister Brühl, der in Forst eine Tuch- und Leinwandmanufaktur besaß, würde das Tuch für den Hofstaat liefern.

Die Einrichtung von Manufakturen in Dänemark ging natürlich nicht problemlos vonstatten. Es fehlte an gelernten Arbeitskräften, Maschinen und Material. So reiste die Frau des Tuchmachers Otto von Kopenhagen nach Magdeburg, um gekämmtes Garn zu besorgen. Geschirre zur Fertigung von Chalon<sup>13)</sup> sollte sie im thüringischen Tennstedt abholen. Der noch in Dresden tätige Tuchmacher Viehweg wurde dazu um Vermittlung gebeten. Ein Ratswächter sollte Muster entwerfen. Um vor dem dänischen König zu bestehen, sollten aus Dresden eine größere Anzahl Proben geschickt werden. Der Geheime Rat in Dänemark war z. B. an Tuchen von seegrüner Farbe interessiert, die ein Dresdner Färber liefern konnte. Teile von Wirkstühlen wurden in Radeburg gefertigt. Zweifellos war die Kunstfertigkeit der Sachsen in Dänemark gefragt. Auch der in Kopenhagen tätige Dresdner Vergolder Gotthelf Benjamin Bradtfisch, der allerdings nach Fertigstellung seiner Aufträge wieder in seine Heimatstadt zurückkehren wollte, bat seine noch in Dresden zurückgebliebene Frau um Beschaffung einer speziellen Grundierung und sogar um Mithilfe vor Ort, da er nur zwei Hilfsarbeiter gefunden hatte.

Am 11. Juli 1755 wurde seitens der Landesregierung eine neue Untersuchung angeordnet. Dazu erhielt der Dresdner Rat eine Note der sächsischen Gesandtschaft in Kopenhagen zur Kenntnis. Die Ermittlungen der sächsischen Vertretung hatten ergeben, daß die Familie Otto einen Vorschuß zur Anlegung einer »Zeug-Fabrique« erhalten hätte. Christian Otto habe seine Frau nach Dresden geschickt, »um in geheim eine hinlängliche Anzahl Zeugmacher herauszuziehen«, was sie auch mit aller Vorsicht bewerkstelligt habe. Der Gesandtschaftsbericht benennt 15 ausgewanderte Personen, darunter auch einen Vergolder, einen Bier- und Brandweinschenken mit Frau und sechs Kindern und einen Konditor. Die Frau Otto sei nach Hamburg gereist, um Wollspinner zu holen, und man glaube, daß sie wieder nach Sachsen und in die Lausitz reisen würde, um weitere Leute zu holen. »Denn da an Zeug-Fabriken noch ein großer Mangel allhier ist, so sparet man keine Kosten, sie immer mehr in Flor zu bringen.«

Am 5. August 1755 arretierte der Ratswächter die vor dem Pirnaischen Tor wohnhafte Antonia Ernestine Wenzel und ihren Untermieter Gottlob Wilhelm Brauer. Daß sich die gesuchte Frau Otto bei der Verhaftung in Brauers Kammer versteckt hielt, bekam der Ratswächter nicht mit. Frau Wenzel war die 40jährige Witwe eines Perückenmachers und aus Sangerhausen gebürtig. Seit dem Tode ihres Mannes ernährte sie sich von Stricken, Waschen und anderer Handarbeit. Brauer, ein gelernter Goldschmied, war als Schnapsbrenner, dann als Kontrolleur bei der Indigoinspektion in Wolkenstein sowie neun Jahre als Schiffssoldat in Ostindien tätig gewesen und





»Geschärfftes Mandat wieder die verbotenen frembden Werbungen« von 1738

sandtschaft nicht mehr ableugnen. Schließlich gab er zu, daß er einige Frauen, deren Männer z. T. schon in Dänemark waren, mitnehmen wollte. Die Bitte einiger Mädchen, sie auch nach Dänemark mitzunehmen, hätte er abgeschlagen.

Inzwischen hatte man zwei Näherinnen als Zeugen vernommen. Eine Näherin gab an, die Frau Wenzel hätte sie gefragt, »ob sie nicht ein paar hübsche Näther Mädgen ihr zuweisen könnte«, die andere hatte sie persönlich zur Mitreise aufgefordert. Die Frau Wenzel gab die nach dem kurfürstlichen Mandat vom 30. Oktober 1738 eindeutig strafbaren Abwerbungsversuche erst nach einer Konfrontation mit den Zeuginnen zu. Da ihr das Verhör schließlich zu lange dauerte, erlaubte sie sich den Hinweis, »daß sie sehr viel zu thun habe, und vor den Entrepreneur Loccatelli und seinen Leuthen die Wäsche zu plätten hätte.« Diesmal wurde ihr noch die Untersuchungshaft, in der sich ihr Untermieter schon seit der ersten Vernehmung befand, erspart.

Detaillierte Aussagen über die Anwerbung und den geplanten Ablauf der heimlichen Ausreise aus Sachsen machte die Dienstmagd Johanna Dorothea Harnisch. Das 21jährige verwaiste Mädchen war erst vor zwölf Wochen aus Waldheim nach Dresden gekommen und bei einem Schumacher in Stellung gegangen. Sie wurde von einer Frau Oertel, die wie sie aus Mittweida

hatte jetzt kein regelmäßiges Einkommen. Er gab an, nach Kopenhagen ziehen zu wollen, um dort das Berliner Blau zu verfertigen. Er sei von niemanden angeworben worden, hätte aus Dänemark kein Geld erhalten und nehme auch niemanden mit. Die Frau des Tuchmacher Otto sei vor kurzem wieder hier gewesen. Sie habe sich bei ihren Freunden in Radeburg »verschiedene zu Würckstühlen gehörige Sachen machen lassen« und sei wieder abgereist.

Der Hauswirt Peter Endrich wußte zu berichten, »daß des öftern Weibsbilder zur Wenzelin, bey welcher Brauer wohne, aus und eingegangen wären«. Er wisse aber nur einen Namen. Ihm war auch bekannt, daß eine Frau Reichel von Brauer oder der Frau Wenzel aufgefordert worden war, mit ihren Schwestern nach Kopenhagen zu gehen. Die gesuchte Frau Otto kannte Endrich nicht. Jedoch hätten ihm Hausleute erzählt, daß Brauer einige Mal von einer Frau besucht worden war. Nachdem bei einer Haussuchung sechs Briefe auftauchten, konnte Brauer den Kontakt mit der Dänischen Ge-



gebürtig sei, unter Hinweis auf die guten Verdienstmöglichkeiten angesprochen, mit nach Kopenhagen zu gehen. Als Tochter eines Zeugmachers könne sie mit Spinnen dort über einen Taler und zwölf Groschen verdienen, würde aber nur zehn Groschen zum Leben brauchen. Daraufhin sei sie mit in die Wohnung der Frau Wenzel gegangen, wo ihr Brauer Geld angeboten habe. Die Frau Otto hätte das wohlfeile Leben in Kopenhagen gerühmt. Die Reise sollte mit dem Schiff die Elbe hinab erfolgen.

Als die Zeugin am 5. August wieder bei Brauer war, kündigte dieser die Abreise für den nächsten Tag um 9 Uhr an. Weil sie einwandte, um diese Zeit nicht von ihrer Herrschaft loskommen zu können, sollte sie sich frühzeitig nach Stadt Neudorf in die Hechtsche Wirtschaft begeben und dort auf die Mitreisenden warten. »Sie sollte sich zu essen und zu trincken geben lassen, er wollte alles bezahlen, es möchte kosten, was es wollte, und wenn das Essen 6 Groschen« kosten sollte. Sie wartete dort, bis gegen 10 Uhr zwei Mädchen kamen, ihr von der Verhaftung Brauers erzählten und sie bis auf weiteres zu warten hießen. Gegen 5 Uhr sei ein Mädchen zurückgekommen, das ihr eröffnete, die Frau Wenzel habe gesagt, sie solle die mitgebrachte »Contouch<sup>14)</sup> anziehen und die Müze aufsetzen, sich auch das Maul zubinden, daß die Leute dächten, die Zähne thäten ihr weh«, damit sie unerkant in die Stadt hereinkäme. Wieder in der Stadt, mußte sie mehrmals den Aufenthalt wechseln, weil die Frau Wenzel sie wegen der drohenden Verhaftung nicht behalten wollte. Sämtliche ausgestellten Pässe hätte die Frau Wenzel an die dänische Gesandtschaft zurückgeschickt. Von dort wollte man ihr auch keinen neuen Paß geben, denn man habe mit der Sache nichts zu tun und hätte sie an den preußischen Gesandten verwiesen.

Bei einem erneuten Verhör mußte Brauer die Angaben des Dienstmädchens bestätigen. Er berief sich dabei auf die Aufträge der Frau Otto. Neben drei weiteren Näherinnen, sollten zwei ältere Frauen, ein Wollkrempler, der Däne von Geburt war, und ein Putzmacher aus Friedrichstadt mitreisen. Insgesamt besaß Brauer 15 von der dänischen Gesandtschaft ausgestellte Pässe. Er wollte diese Leute mit dem Schiff in Neudorf abholen. Die Frau Otto habe sich bei Meißen auf das Schiff begeben wollen.

Auf die strafprozessualen Einzelheiten kann im vorgegebenen Rahmen nicht eingegangen werden. Aus dem Vorstehenden geht aber unzweifelhaft hervor, daß sich der ehemalige Goldschmied Brauer und seine Wirtin sowie weitere Personen sich der verbotenen Werbungen schuldig gemacht haben. Verfahrensfehler sind aus der umfangreichen Akte nicht ersichtlich. Die Beschuldigten hatten die Möglichkeit, sich von Advokaten Schutzschriften verfertigen zu lassen und die Aktenversendung an ein weiteres Spruchkollegium zu verlangen. Nach dem Wortlaut des Mandats vom 30. Oktober 1738 hätten die Spruchkollegien auf Todesstrafe erkennen können. Die Analyse zahlreicher Rechtsfälle hat jedoch gezeigt, daß die sächsischen Behörden vielfach auf die abschreckende Wirkung drakonischer Strafen setze, aber nicht ernsthaft an deren Anwendung dachte.<sup>15)</sup> Brauer wurde auf drei Jahre aus Kursachsen ausgewiesen. Durch ein Gnadengesuch erwirkte er nach 1½ Jahren Untersuchungshaft eine sechswöchige Gefängnisstrafe. Antonia Ernestine Wenzel wurde zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt.

Beide Beschuldigte hatten sämtliche Gerichts- und Haftkosten zu entrichten. Auf die Frau Wenzel entfiel eine Summe von 72 Talern, 13 Groschen und 3 Pfennigen, die binnen vier Wochen zu entrichten war. Diese Summe überstieg z. B. den Jahresverdienst einer Näherin. In ihrer



Not wandte sie sich an den Stadtrat mit der Bitte um Stundung. Durch den langen Arrest habe sie Kundschaft und Arbeit verloren, wodurch sie in »äuserste Armuth und (das) gröste Elend gestürzt worden« sei und um das »nothdürftigste Brod zu haben« betteln gehen müsse. Dieses Gesuch wurde abgewiesen. Die Versteigerung der Sachen der Frau Wenzel im Mai 1758 brachte einen Ertrag von 77 Talern und 4 Groschen.<sup>16)</sup> Aus Brauers Besitz konnten 28 Taler und 4 Groschen erlangt werden.<sup>17)</sup> Die Auktionsverzeichnisse geben einen aufschlußreichen Einblick in die Lebensverhältnisse dieser Bevölkerungskreise. Unter den 415 Positionen des Haushalts der Witwe Antonia Ernestine Wenzel befanden sich neben dem Handwerkszeichen ihres verstorbenen Mannes 4 Deckbetten, 8 Betttücher, 6 Kopfkissen, 16 Stück zinnerne Teller, 8 große Bilder mit Rahmen, 7 Paar Kaffeetassen aus Porzellan und 32 Bücher. Darunter waren medizinische Werke wie ein »Land- und Leib-Medicus armer Leute, Frankenaus Kräuter-Lexikon, Bücher über Zauberkunststücke, Reisebeschreibungen, ein Band Kupferstiche, 4 Dresdner Opernbücher, ein Gedichtband und verschiedene religiöse Werke wie die Augsburger Konfession.<sup>18)</sup> Auch Brauer besaß 10 Bücher. Das deutet auf ein relativ hohes Bildungsniveau dieser städtischen Bevölkerungskreise.

Als Ergebnis dieser Untersuchung ist festzuhalten, daß Frauen aus der Schicht des unteren Mittelstandes als Ehefrauen von Handwerksmeistern oder als Alleinstehende eine bemerkenswert selbständige Rolle bei der Bewältigung ihrer schwierigen wirtschaftlichen Lage um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Sachsen spielten. Während der Tuchmachermeister oder Vergolder der handwerklichen Tätigkeit im Ausland nachging, oblagen den noch in Dresden weilenden oder mitgereisten Ehefrauen vielfältige Aufgaben bei der Beschaffung von Maschinen, Werkzeugen und Materialien im Heimatland. Die in der benutzten Akte erwähnten Details zeigen, daß diese Frauen nicht nur organisatorische und logistische Fähigkeiten, sondern auch technische Kenntnisse gehabt haben müssen. Auch die als Näherinnen oder Spinnerinnen angeworbenen Mädchen zeigten zur Sicherung ihrer Existenz eine beträchtliche Mobilität.

#### Anmerkungen

- 1) Stadtarchiv Dresden Ratsarchiv C.XIX.1; C.XXI.19b; C.XXI.19d
- 2) Horst Schlechte: Die Staatsreform in Kursachsen 1762–1763, Berlin 1958, S. 22 f.
- 3) Rudolf Forberger: Die sächsische Manufaktur in der Ära Augusts des Starken, in: Meißner Frühzeit und Gegenwart. Ausstellungskatalog, Dresden 1982, S. 40
- 4) Die benutzte umfangreiche Quelle (Stadtarchiv Dresden Ratsarchiv A.XXII. 51) bezieht sich auf mehrere Handwerkszweige und enthält mehrfach Aufträge und Korrespondenzen mit der Landesregierung sowie Urteile landesherrlicher Spruchkollegien. Sie kann deshalb als repräsentativ angesehen werden.
- 5) Mandat wider die Abziehung und Verleitung derer Wollen-Arbeiter und Fabricanten aus hiesigen Landen vom 20. 12. 1723, Codex Augusteus 1724, Sp. 2511–2514: Der preußische König Friedrich Wilhelm I. hatte unter Zusage von Steuererleichterungen, Krediten und Religionsfreiheit zur Ansiedlung von Manufakturunternehmern und Handwerkern in seinem Lande aufgerufen und sogar Einladungsschreiben an verschiedene sächsische Zünfte verschicken lassen, die sie an ihre arbeitssuchenden Gesellen weitergeben sollten. Gleichzeitig wurde das Wandern der Handwerksgehlen nach Sachsen untersagt. Im genannten sächsischen Mandat wurden die Ältesten der Handwerker unter Strafandrohung angewiesen, diese Einladungen nicht weiterzugeben, sondern damit die »Abspen-



stig-Machung Unserer Einwohner und Unterthanen allen Fleißes verhütet werden möchte«, solche Fälle der Obrigkeit zu melden. Die Gerichte sollten die Überbringer solcher Schreiben und andere ausländische Werber verhaften. Handwerksgesellen aus Brandenburg waren dagegen anzunehmen.

- 6) Stadtarchiv Dresden, Mandatensammlung
- 7) Kurt Düring: Kopenhagen und das deutsche Element, Hamburg 1944, S. 39; Moritz Martin: Vom Gewerbe der Steinbrecher, in: ders. Aus Haus und Hof, Schriftenreihe Stadtmuseum Pirna, Heft 9 1996 S. 105; Zwischen 1738 und 1742 brachten die Lieferungen nach Kopenhagen einen großen Aufschwung der Sandsteinbrüche und der Elbschiffahrt.
- 8) Danmarks Historie Bd. 9, 1965, S. 208–216
- 9) Gewisse Lockerungen, wie die Genehmigung der Hausschneiderei (Frauen für Frauen und Kinder) und die Anlage von Kleidermagazinen traten seit den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts ein.
- 10) Danmarks Historie Bd. 9, 1965, S. 208–216
- 11) Louis Bobé: Die deutsche St. Petri Gemeinde zu Kopenhagen, Kopenhagen 1925, S. 8
- 12) Der Spezialtaler bezeichnet die in Sachsen geprägte

Silbermünze, die nach dem Leipziger Münzfuß von 1690 bis 1757 einen Wert von 32 Groschen hatte. Der dem Reichstaler gleichwertige Rechnungstaler (current) wurde in Sachsen nicht geprägt. Er wurde mit 24 Groschen verrechnet. Der Verdienst in Dänemark sollte also um ein Drittel höher sein. (Vgl. Walter Haupt: Sächsische Münzkunde, Berlin 1974, Bd. 1, S. 247

- 13) ein Kammgarngewebe
- 14) Kleid der Rokokozeit
- 15) Das war z.B. bei den Tumultmandaten von 1726 (Codex Augusteus I. Forts. 1772 Bd. 1 Sp. 531–534) und 1791 (Sämtliche in den churfürstlich sächsischen Landen von den Kanzeln zu verlesenden Mandate und Patente, Dresden ca. 1815, S. 59–82) der Fall
- 16) Stadtarchiv Dresden Ratsarchiv A.XXII.51b, fol. 373a: Nach Abzug der Versteigerungsgebühren verblieben 63 Taler, 13 Groschen und 2 Pfennige, so daß die Verfahrenskosten nicht gedeckt waren.
- 17) Stadtarchiv Dresden Ratsarchiv A.XXII.51b, fol. 349a
- 18) Stadtarchiv Dresden Ratsarchiv A.XXII.51b, fol. 354a ff., 330a, 333b



GÜNTER JÄCKEL

## Von den »sächsischen Frauenzimmern« um 1800

Unter den »sächsischen Frauenzimmern« findet Christian Kosegarten um 1800 »nicht viele auffallende Schönheiten; dafür besitzen aber fast alle eine Anmut, einen Liebreiz und ein zartes Wesen, was sie anziehend macht. Ihre Sprache ist rein; ihre Empfindung innig; ihre Liebe für das Schöne und Wahre unverkennbar.«<sup>1)</sup> Heinrich von Kleist meint nach seiner ersten Begegnung mit Dresden am 3. September 1800, daß »der Sachse auf einem höhern Grad der Kultur« stehe »als unsre Landsleute. Du solltest einmal hören, mit welcher Gewandtheit ein solches sächsisches Mädchen auf Fragen antwortet. Unsre (maulfaulen) Brandenburgerinnen würden Stunden brauchen, um abzutun, was hier in Minuten abgetan wird.«<sup>2)</sup> – Darf man aus solchen eher beiläufigen Bemerkungen (zu denen sich viele andere aus Reiseberichten und Briefen gesellen könnten) auf die Lage der Frauen in jenen Jahrzehnten schließen? Wohl kaum; denn in Wahrheit ist das Wissen darüber recht unzulänglich. Nur ein Teil der Bevölkerung vermochte zu lesen und zu schreiben, und die Konventionen geboten schön, d. h. »zivilisiert« zu formulieren. Das führte zu Reduktionen. Eine »Geschichte des privaten Lebens« zu schreiben ist erst in einer Verbindung aus Literatur, Geschichte und Soziologie möglich; ein »Geist der Goethezeit« allein könnte dies nicht leisten.<sup>3)</sup>

Vereinfacht läßt sich sagen, daß um 1800 das Leben, zumal das der Frauen, dem im Mittelalter, ja der Antike ähnlicher war als unserer Gegenwart. Noch immer herrschte der alte, ungeteilte Raum von Huf und Rad, der auch ökonomisch mühsam zu überwinden war. Rahel an Varnhagen: »Dresden, Sonnabend Abend um dreiviertel auf 12, den 28. September 1811 ... Sag nicht, ich soll von hier nach Meißen zum Beispiel; da eine solche Reise hin und her zwischen zwanzig und dreißig Thaler kostet. Der Wagen hin und her wenigstens sechzehn. Es ist eine Tagreise.«<sup>4)</sup> – So eng war die Welt damals. Doch zur gleichen Zeit vollzog sich zeichenhaft, Rahel hatte soeben Dresden verlassen, das Ereignis eines Aufbruchs aus der Enge: Am Nachmittag des 30. Septembers ging die 23jährige Wilhelmine Reichard zum dritten Male das Wagnis einer Ballonfahrt ein: Im Garten vor dem Pirnaischen Tore stieg sie unter ungünstigen Bedingungen auf, erreichte bald eine so große Höhe, daß sie bewußtlos wurde und stürzte eine Stunde nach dem Aufstieg in der Gegend von Saupsdorf ab. Schlanke Fichten, die den Aufprall milderten, retteten ihr das Leben.<sup>5)</sup> – Ballonfahrt als ein Sinnbild der Neuzeit; eine Verbindung aus technischer Möglichkeit und romantischem Traum.

Begrenzt wie der Lebensraum war auch die Lebenszeit. Noch immer betrug das Durchschnittsalter kaum 35 Jahre; doch die Zeit des Glaubens rechnete mit der Ewigkeit. Die Hoff-





Die Brühlsche Terrasse, aquarellierte Lithographie um 1840

nung auf Erlösung und Gnade bedeuteten für die meisten Menschen einen Trost für Leid und Entbehrungen. Hunger und Kälte, Epidemien, Krankheiten, Schmerz, Kriege und ständige Todesnähe. Der Armenschullehrer Carl Gustav Nieritz, einer der populärsten Dresdner Schriftsteller im 19. Jahrhundert, hat in seinen Volkserzählungen und vor allem seiner »Selbstbiographie« von 1872 etwas von der sozialen Wirklichkeit jenes Dresdens offenbart, das hinter den Ereignissen von Kunst und Tourismus lag. Zur gleichen Zeit, als Bettina von Arnim über die Not der schlesischen Weber (»Dies Buch gehört dem König« 1843), Friedrich Engels über »Die Lage der arbeitenden Klasse in England (1844) schrieb, erzählt er von seiner Tätigkeit als Armenvorsteher: »Erwägt man, daß der Mensch bei einer Zimmerwärme von mindestens 14 Graden sich behaglich fühlt, daß aber, wenn es draußen Eispunkt ist, in einem übel verwahrten Gemache kaum 5–6 Wärmegrade sein können, so ergibt es sich, wie sehr die Armen frieren mußten, bevor ihnen die Heizungsmitel dargereicht wurden.«<sup>6)</sup> – In diesen Räumen wurden Kinder geboren; vielleicht die Urgroßeltern der heute etwa 70jährigen.

Die Medizin war noch unter dem Einfluß der Galenschen Humoralpathologie, also der antiken und mittelalterlichen Tradition. Infektionskrankheiten stand man fast ratlos gegenüber. Die Krankenberichte der Ärzte über die »Faulfieberepidemie« 1787 in Dresden geben Einblicke in sonst verschwiegene Bereiche des Lebens: »Einer 41jährigen Frau von starken männlichen Temperamente, konnte ich, wegen 7 Monat hoher Schwangerschaft, nicht zu brechen geben. Abführende Mittel wollten nicht nur nicht gleich nach Wunsche wirken, sondern sie schienen





Caroline Schlegel,  
Gemälde von Friedrich Tischbein 1798

auch viel zu unvermögend zu seyn, den in großer Menge vorhandenen Unrath so geschwind fortzuschaffen, daß die Blutmasse nicht davon angesteckt, und der Magen und Darmkanal durch den Reiz der faulenden Materie angegriffen werden.«<sup>7)</sup> Es gab fast keine Antibiotika, kaum Anästhesie. Die Sterblichkeit nach Operationen lag bei 80 Prozent. Auch die Geburt war für Mutter und Kind ein Vorgang zwischen Leben und Sterben. Nur etwa drei von acht Kindern, die im Durchschnitt aus einer Ehe hervorgingen, wurden älter als 14 Jahre. Zumal in den Stuben der Armen war die Infektionsgefahr sehr hoch. Aufschlußreich ist ein Brief, den Carl Gustav Carus am Sonntag, dem 24. Januar 1824, schreibt. Abends »kam ein Geburtshelfer vom Lande und verlangte, daß ich ihm beistehen möchte in einem besonders schweren Falle. Um 9 Uhr fuhr ich dann im schlechtesten Wetter über die Berge von Plauen auf ein Dorf hinaus und fand in der

ärmlichsten Hütte die leider schon mit dem Tode ringende Frau, die nichts mehr retten konnte.«<sup>8)</sup>

Erst jetzt, zur Zeit der Romantik, wurde die Welt des Kindes als eigenständiger Lebensbereich entdeckt. Wo die Aufklärung eher den kleinen, noch nicht auf der Höhe der Zeit stehenden Erwachsenen gesehen hatte, der rasch und entschieden erzogen werden müsse, nahm man Kinder jetzt ernst.<sup>9)</sup> »Meinst Du etwa, weil ich Dich noch dort lassen wollte, ich hätte Dich nicht lieb?, schreibt Caroline am 21. Oktober 1799 an ihre 15jährige Tochter Auguste nach Berlin. »Glaub nur, Du bist Deiner Mutter das Teuerste, was sie hat, und das wirst Du schon noch fernehin gewahr werden.«<sup>10)</sup> Der Unterschied freilich, ob es sich um ein Einzelkind in einer vermögenden Familie oder um eines unter zahlreichen Geschwistern in den Vororten der Armen handelt, ist gravierend. Schon auf Grund der hohen Wahrscheinlichkeit einer tödlichen Krankheit wird das Verhältnis zwischen Mutter und Kind meist kühler, distanzierter gewesen sein als heute.

Der Prozeß der Zivilisation, den Norbert Elias in einer glänzenden Studie beschrieben hat<sup>11)</sup>, setzte der Beschreibung intimer Vorgänge erhebliche Grenzen. »Der erste Grund, warum kein Frauenzimmer zur medicinischen praxi soll zugelassen werden, ist pudor sexus ... Darum muß wohl pudor sexus hier so viel bedeuten sollen, es stehe einem Frauenzimmer der ihm zukommenden Schamhaftigkeit halber nicht an, 1. Den menschlichen Leib ... zu kennen, zu wissen und zu betrachten.« Christian Polycarp Leporin verbietet 1742 der Frau ferner, sich im Namen



sexueller Scham von einem Lehrer informieren zu lassen und mit Kranken über ihre Körperlichkeit zu sprechen. Auffassungen wie diese wurden später in dieser Rigorosität kaum noch vertreten; doch waren sie wohl noch lange bestimmend.<sup>12)</sup> 1788 hielt man es immerhin für notwendig, von der Frau »richtige Kenntnis von der Erzeugung des Menschen« zu fordern. »Denn es ist ausgemacht wahr, daß gänzliche Unwissenheit in diesem Stücke schon großen Nachtheil verursacht hat.«<sup>13)</sup> Doch nachdem Helmina von Chézy 1814 über die elenden Zustände der Kriegslazarette, die sie als tapfere Krankenpflegerin kennengelernt hatte, geschrieben hatte, mußte sie sich vom Jenaer Professor Kieser dies sagen lassen: »Mulier taceat in ecclesia! – Es kommt nie etwas anderes heraus, als Unziemlichkeiten, Unbilden und Verdruß, wenn ... das weibliche Geschlecht aus seinem häuslichen Kreise tritt, und ... sich in die Militärlazarette fremder



Emma Körner,  
Pastell von Dorothea Stock

Städte eindringt, und sich über die Einrichtung derselben ein entscheidendes Urteil erlaubt.«<sup>14)</sup>

So finden sich in Briefen und Lebensbeschreibungen nur ganz peripher vertrauliche Äußerungen über die Körperlichkeit der Frau, über Sexualität oder Geburt. »Daß die Schiller schwanger, hast Du wohl nicht einmal gewußt? Gott segne Dich, Du weißt vieles noch nicht.« (Caroline Schlegel an ihre Tochter, 31. Oktober 1799). Gleichwohl verweisen sowohl Rebmann wie später auch Nieritz auf heimlich vertriebene pornographische Literatur.<sup>15)</sup> Auch Prostitution ist in Dresden offensichtlich sehr verbreitet. »Rebmanns Freunde«, eine kleine, dictionnaireartig geordnete Schrift<sup>16)</sup>, bringt Beiträge wie »Galanteriekrankheiten«, »Buhldirnen« und »Kindesmord«. Rebmann berichtet, daß jedes fünfte Kind unehelich geboren sei.

In den Schilderungen von Gustar Nieritz oder Ludwig Richter über die Schlacht bei Dresden im August 1813 kann man lesen, daß auch Frauen und Jungfrauen in den Tagen danach die ausgeplünderten, nackten Leichen der Soldaten mit wollüstiger Neugier betrachtet haben – ein Vorgang von erstaunlicher Gemütskälte, die man für jene Zeit nicht übersehen darf. Auch Hinrichtungen waren für Frauen und Kinder spektakuläre öffentliche Ereignisse. »Mich empörte außerdem nicht nur das Bravorufen und in die Händeklatschen der Menge beim sicheren Streich des Meisters Fritzsche, während aus dem Rumpfe das rote Blut springbrunnenartig hoch emporspritzte, sondern auch die tierische Gefräßigkeit und seelische Gleichgültigkeit, mit welcher viele Zuschauer ihre Buttersemmeln und Knackwürste dabei verzehrten.«<sup>17)</sup> Auch Helmina von Chézy ließ sich zusammen mit ihrem 15jährigen Sohn ein ähnliches Ereignis nicht entgehen.



Es wurde noch dadurch bereichert, daß der Schädel des Delinquenten krachend auf das Rad genagelt wurde, wo er wochenlang zu besichtigen war. In einer »Galanthe(n) Ethica« riet man jungen Leuten dies: »Gehet man bey einer Person vorbey, welche sich erleichtert, so stellet man sich, als ob man solches nicht gewahr würde, und also ist es auch wider die Höflichkeit, selbige zu begrüßen.«<sup>18)</sup> – War dies auch um 1800 noch empfehlenswert?

Noch immer war die Stellung der Frau im öffentlichen Bewußtsein und dem praktischen Verhalten von den Normen der alten Zeit bestimmt. Wie im Mittelalter galt das Wort »Mann« für Mensch schlechthin.<sup>19)</sup> Die »frouwe« war in der Adelsgesellschaft zwar die Herrin, doch nur im engen Kreis des Hauses und in der Kultur des Festes. Sonst blieb sie dem Mann untergeordnet.<sup>20)</sup> Diese Rollenverteilung bestand weiter in der bürgerlichen Gesellschaft. Zwar hatten sich viele Lebensformen gewandelt und angepaßt, so daß nun Tischsitten, kulinarischer Geschmack und Eßgewohnheiten oder Mode nicht mehr mit ständischen Konnotationen behaftet waren.<sup>21)</sup> Doch die Frau hatte für Haushalt und Familie schwerste Arbeit zu leisten. 15 bis 18 Personen waren im Herbst 1799 in Jena täglich bei Caroline Schlegel zu Tisch; eine Belastung, die bald zu einer krisenhaften Erschöpfung führte. – Schillers »Lied von der Glocke« hat dieses überkommene Modell von der an Haus und Familie gebundenen Frau und dem Mann, der hinaus müsse »ins feindliche Leben« festgeschrieben zu eingängigen Klischees, die noch bis ins 20. Jahrhundert akzeptiert wurden; zumindest als lyrische Aussteuer für bürgerliche Töchter. Selbst die Sansculotten in Paris lehnten eine Beteiligung der Frau am öffentlichen Leben ab.<sup>22)</sup>

Aufklärung als »Ausgang ... aus selbstverschuldeter Unmündigkeit« (Kant) galt nur für den Mann, und dies wurde von den geistigen Vertretern der Bewegung deutlich genug formuliert. Heinrich Campe gibt rigideste Anweisungen für Erziehung und Verhalten seiner Tochter<sup>23)</sup>, und »ein Frauenzimmer eigentlich gelehrt machen zu wollen, kann wohl keinem vernünftigen Manne einfallen«. Johann Gottlieb Fichte ist so einer. Immerhin hält er Schreiben und Rechnen für unentbehrlich, auch Elementarwissen in Naturkunde, um dem Aberglauben begegnen zu können.<sup>24)</sup> – Daß Dorothea Schlözer 1787 als zweite deutsche Frau die Doktorwürde erhielt, verdankte die 17jährige wohl eher der Initiative ihres Vaters, des berühmten Historikers und Publizisten.

Zumal in der lutherischen Tradition des Hausvaters fühlte sich der Mann als eine Art Stellvertreter Gottes in der Familie. Die Helden der beliebten Rührstücke von Gellert, Iffland oder Kotzebue trivialisierten dieses Leitbild.<sup>25)</sup> »Er soll dein Herr seyn, ist der Befehl des Schöpfers, den nicht nur die Offenbarung mit deutlichen Worten einschärft, sondern den man auch ... aus den Verhältnissen des weiblichen Geschlechts zu dem männlichen leicht einsehen kann.«<sup>26)</sup>

Die neuen Gefühlskulte der Empfindsamkeit brachten gewiß erste Umwertungen dieser rationalen und zugleich theologisch geprägten Konventionen. Elisa von der Recke, die sich 1781 von ihrem herrischen Mann scheiden ließ, verband in ihrer Jugend Rationalismus mit einer neuen Gefühlskultur. Sie, die 1786 den Scharlatan Cagliostro entlarvt hatte und dafür von Katharina II. von Rußland mit einem Landgut beschenkt wurde, vergoß im Körnerschen Weinberg Tränen der Empfindsamkeit und fand später in Dresden an der Seite des Spätaufklärers Christoph August Tiedge den Weg zu religiöser Lyrik.<sup>27)</sup> Zugleich mag der Verlust landesväterli-



cher Autoritäten durch die Französische Revolution und die napoleonischen Kriege ein liberaleres Denken und Fordern begünstigt haben, das auch die Gebote der Kirche relativierte. Die bürgerliche Frau ist nun nicht mehr (allein) für Wirtschaft, Haus, Garten, Küche, die Anschaffung der Vorräte und vor allem für die Kinder verantwortlich. Als Gesprächspartnerin des Mannes vermag sie ihre Individualität weit stärker zu betonen als früher: Das »Gespräch« vom August 1798 in der Dresdner Galerie wurde von Caroline Schlegel entscheidend bestimmt.<sup>28)</sup>

Auch die Ehe blieb nicht eine durch Vertrag geregelte Institution, deren Grundlagen auf Besitz gegründet sind, sondern zeigte weit mehr als früher neue Auffassungen von Liebe. Scheidungen und Partnersuche gehörten nun, oft in hartem Bruch mit den Konventionen, weit stärker zum Schicksal der Frauen. 1745 wurde Anna Louise Karschin als erste Frau in Preußen geschieden. Ihre gleichfalls geschiedene Enkelin Helmina von Chézy, Verfasserin des Librettos zur »Euryanthe«, konnte im Dresdner Biedermeier da-

gegen weit unbekümmerter leben. Dorothea Veit trennte sich 1798 von ihrer Familie und suchte ein ungewisses Schicksal an der Seite des acht Jahre jüngeren Friedrich Schlegel, wie auch Caroline sich bald von ihrem (möglicherweise impotenten) Gatten abwandte und lange in einer freien Beziehung mit dem um 13 Jahre jüngeren Friedrich Wilhelm Schelling lebte. »Höre, Freund, und merke auf, obgleich von Geldsachen die Rede sein wird, welches Dir höchst fatal ist, wie mir wohl bewußt, weswegen ich sie auch am liebsten auf 40 Meilen in die Weite von dir abtue ... Diese Bemerkung nur, mein herrlicher Schlegel (nämlich mein herrischer), damit ich mich wie billig vor jedem Vorwurf sauviere ... « – Schon der Ton dieses Briefes, den Caroline am 14. Januar 1802 an A. W. Schlegel richtet, zeigt eine völlig veränderte Beziehung zwischen Frau und Mann. Neue Freiheiten bekunden sich in der leidenschaftlichen Partnersuche der Rahel Levin, die 1800 das Verlöbnis mit Graf von Finckenstein löste, sich 1804 von dem spanischen Gesandten Raphael d'Urquijo trennte und 1811 in Dresden noch keine klare Entscheidung zwischen Alexander von der Marwitz und Varnhagen treffen konnte. Von großzügiger Liberalität waren die Beziehungen zwischen Ludwig Tieck, seiner Frau Albertine und der Gräfin von Finckenstein, deren materieller Unterstützung es zu verdanken war, daß die Wohnung am Altmarkt ab 1819 ein geistiger Mittelpunkt Dresdens wurde.



Elisa von der Recke,  
Silberstiftzeichnung von J. Darbes, 1786



Wo diese Freiheiten fehlten, hatte sich an der alten Rolle der »frouwe« wenig geändert. Der sächsische Generalmajor Ferdinand von Funck beschreibt das Los der temperamentvollen Königin Amalia an dem starr nach spanischem Zeremoniell geordneten Hof. »Sie war wohl auf steifen Pomp bei ihrer Ankunft gefaßt gewesen, nicht aber auf diese, alle Freude tötende Eintönigkeit des Zeitvertreibs ... Wahrscheinlich machte sie gleich anfangs ihr Los noch härter durch ihre Lebhaftigkeit, durch Spott über die drückende Reihe von Vergnügungen, über die gegen den freien militärischen Ton des Zweibrücker Hofes so grell abstechende Schwerfälligkeit des sächsischen, über manche Karikaturen ihrer Umgebung, über die nach Stunden abgemessenen Gebete. Versuche, ihre Fesseln lockerer zu machen, waren vergeblich. Ohne Hoffnung, jemals das Sklavenjoch, in das sie sich in der ersten Blüte einer bis dahin frohen Jugend geschmiedet sah, abwerfen oder ertragen zu können, fühlte sie sich grenzenlos unglücklich, und da sie ihre Tränen verbergen mußte, keiner Seele ihren Kummer mitteilen konnte, nagte die innere Verzweiflung an ihrem Leben.«<sup>29)</sup>

Haus und Wohnung sind vor allem Aktionsraum der »züchtigen Hausfrau«. Ein bürgerliches Selbstbewußtsein, wie es jene berühmte Szene aus »Kabale und Liebe« (II,7) eher aufzurufen als zu demonstrieren sucht, ein Lied »An die Freude« wird man in Dresden der Postromantik vergeblich suchen. Eher wurde jene Arbeitsteilung und jenes Rollenverhalten praktiziert, wie »Das Lied von der Glocke« schon 1799 bereitgestellt hatte: Das von der Frau verwaltete Haus als Hort der Gemütlichkeit im Gegensatz zur Härte des politischen und kommerziellen Lebens. Mit einem trauten »Zweigespräch« eröffnet Winkler-Hell 16strophig am »I. Jenner 1817« die »Abendzeitung«. Zuerst spricht die Frau: »Wenn ich von der Arbeit müde / Abends pflege auszuruhn, / Wünscht ich an der Dichtkunst Blüthe / Mir wohl gütlich oft zu thun.« Ihn hingegen verlangt es nach Politik, freilich aus der biedermeierlichen Perspektive des Lehnstuhls: »Schlachten so von fern zu schlagen, / Feuerqual und Hungersnoth / Ohne Sorge zu ertragen / Bei dem guten Abendbrod.« Zeitbeschreibung und Zeitdeutung sind in diesem Widmungsgedicht in bezeichnender Weise reduziert auf ein wiederkäuendes Kuhglück des Trivialen; romantisches und biedermeierliches Gefühlsleben für den durchschnittlichen Bürger nahtlos ineinander verflossen. Die Frau ist wieder auf jene alte Position vor der Aufklärung verwiesen. Ein Glück im Winkel war dem öffentlichen Leben vorzuziehen.

Nur gelegentlich lassen Briefschilderungen in die Interieurs von Haus und Wohnung blicken, meist, wenn eine Ortsveränderung ansteht. So bei Hans Georg von Carlowitz (6. September 1805 an Jeanette von Carlowitz), bei Carl Gustav Carus (29. Januar 1815 an Gottlob Regis) oder Carl Maria von Weber (an seine Braut Caroline Brandt, 11. März 1817).<sup>30)</sup> Anschaulicher sind oft Autobiographien und fiktionale Texte. Nieritz erweist sich in seinen Erzählungen und der »Selbstbiographie« als unbestechlicher Beobachter Dresdner Lokalitäten: nicht nur der dürftigen Zimmer und Wohnungen der Armen, sondern auch der Vermögenden, deren Kindern er Nachhilfestunden gibt.<sup>31)</sup> Auch Wilhelm von Kügelgen oder Ludwig Richter zeigen viel von den Räumen ihrer Kindheit und Jugend. Therese aus dem Winkel, die vielseitig begabte Harfenspielerin, Malerin und Schriftstellerin wohnte Jahrzehnte in einem Häuschen im Italienischen Dörfchen. Ihre Freundin Louise Seidler schildert es in ihren Lebenserinnerungen.<sup>32)</sup> – Nach-



drücklich sei auf den hohen Anschauungswert von Gemälden, den Kupferstichen Daniel Chodowieckies oder den Holzschnitten Ludwig Richters hingewiesen, die das Interieur der von Frauen bestimmten Alltagskultur ebenso zeigen wie historische Puppenstuben in Volkskunstmuseen.

Das Haus als ein Ort bürgerlicher Geselligkeit: Wir wissen von Begegnungen im Hause Körner und im Weinberg; in der Rückschau oft verklärt, gelegentlich verfälscht<sup>33)</sup>; oder im Hause »Zum Gottesseggen«, die Wilhelm von Kügelgen zu verdanken sind. Die Alltagskultur bürgerlicher Kreise wird wenigstens bruchstückhaft im Tagebuch der 1790 geborenen Tochter des Buchhalters und Kassierers Winkler deutlich.<sup>34)</sup> Die Familie besaß ein Haus auf der Kleinen Schießgasse und bewohnte mehrere Zimmer im dritten Stock. Die Mädchen bekannter Familien strickten und spannen; neben Gesellschaftsspielen wurde Hausmusik und Gesang gepflegt, Geschichten aus Taschenkalendern und Almanachen vorgelesen. Kotzebues Stücke erregten besonderes Entzücken. Die »Komödie« (wohl das »Societätentheater«) bot deklamatorische Vorträge, etwa Schillers »Fridolin« (»Der Gang nach dem Eisenhammer«). Der Eingangsmonolog zur »Jungfrau von Orleans« wurde »zum höchsten Entzücken der Zuschauer vorgetragen, schon werden auch Gedichte von Tiedge genannt ... Von Goethe hören wir nichts, von Schiller, dessen Braut von Messina sehr entzückt, viel zu selten.« Der »Hamlet« und »Macbeth« werden bewundert, doch flöße dieser, »der noch barbarischer als »Hamlet« ist, Schrecken ein, »denn die Hexen machen es gar zu schlimm.«

Seit 1834 war die »Villa Cara« auf der Borngasse ein Zentrum des elitären Dresdner Geisteslebens. Die Hochzeit der Tochter Sophie Charlotte mit dem Bildhauer Ernst Rietschel wurde zu einem glanzvollen Fest, in biedermeierlich-spätromantischer Anlehnung an Inszenierungen des augusteischen Barock. Carl Förster hatte am Vorabend »das kleine Festspiel, welches meine Töchter am Polterabend ihrer Freundin Charlotte Carus in Charakter und Costüm Pillnitzer Winzerinnen darstellen wollten«, vollendet. »Ausgewählte Musikstücke von Beethoven und Mozart ... machten die Einleitung, dann folgte ein heiteres dramatisches Spiel, von den Geschwistern der Braut und Dorothea Tieck dargestellt. Tieck las darauf: »die Fischerin« von Göthe vor. Die Pillnitzer Winzerinnen und manches Andere folgten der Lesung.«<sup>35)</sup>

Die künftigen Spannungen zwischen dem Klassischen und dem Romantischen, stellvertretend zwischen Schiller und der Jenaer Frühromantik, wurden in Dresden eröffnet. Es waren auch Spannungen zwischen den Frauen. Caroline Böhmer, die im Oktober 1792 in Mainz an der Seite Georg Forsters glaubte, den Anbruch einer neuen Weltstunde zu erleben, suchte – nach abenteuerlichen Erfahrungen in Mainz, der Verhaftung durch die preußischen Belagerer, der heimlichen Entbindung eines unehelichen Kindes im November 1793 in Leipzig – zusammen mit August Wilhelm Schlegel, der ihr in großherziger Weise beigestanden hatte, einen Wohnsitz. Dresden wurde trotz seiner hohen Lebenskosten bevorzugt. Dort wohnte Schlegels Schwester Charlotte Ernst und bei ihr Friedrich Schlegel. Doch zwei Gründe sprachen dagegen: Die strengen Gesetze, die seit der Revolution in Sachsen galten – und das Haus Körner. »Diese beurteilen und hassen mich wie Theresen, diese wissen von Leipzig aus mehr mit Sicherheit, als gut ist, da sich die Damen vielleicht ein verdienstliches Geschäft daraus machen werden ... Ich will sie



nicht gewinnen, aber es kann ihnen nicht unbekannt bleiben, wenn ich auch nur in die Gegend komme.<sup>36)</sup> Auch Friedrich hat diese Bedenken gegenüber dem Haus Körner: »Seine Frauen aber hassen Caroline wegen der Verbindung mit der Forster und mit Huber. – Also Caroline würde wenigstens zu Anfang isoliert sein ... «<sup>37)</sup>

Die Vorgeschichte dieser Aversionen lag fast zehn Jahre zurück. Als Schiller im September 1785 nach Dresden kam, gehörte als Dritter zum Freundeskreis der 21jährige Schriftsteller Ludwig Ferdinand Huber. Er war mit der vier Jahre älteren Dora Stock verlobt, Körners Schwägerin. Diese Beziehungen lösten sich, als er sächsischer Legationsrat in Mainz wurde, sich dort mit Georg und Therese Forster anfreundete und nach dessen Tod 1794 Therese heiratete – ein Schritt, den die betrogene Dora Stock Caroline nie verzeihen konnte, auch nachdem diese im Juli 1796 die Frau August Wilhelm Schlegels geworden war.<sup>38)</sup> »Schlegels werden nun zurück«, schreibt Dora Stock am 2. Mai 1797 an Charlotte Schiller, »und sehr schlecht von uns erbaut sein, denn wir haben die Dame nur ein einzigesmal gesehen. Ich kann nicht läugnen, daß ich mich vor den unangenehmen Erinnerungen fürchte, die mir ihr Anblick geben würde. Denn sie war Vertraute zwischen der Forster und Huber. Hier hat man nicht vergessen, daß sie die Böhmer ist, die auf dem Königstein / 1793 im Taunus G.J. / gesessen, und wir erhielten aus einem großen Hause eine Warnung, nicht mit ihr umzugehen.«<sup>39)</sup>

Obwohl Caroline Schlegel also nur vermittelt und ohne eigenes Verschulden in diese persönlichen Konflikte verstrickt war – der Gegensatz zum Haus Körner beruhte auf tieferen Gegensätzen. Sie waren politischer und literarischer Natur. Daß ihr Existenzentwurf dem Körners, der in jeder Weise dem Vorbild seines Freundes Schiller folgte, völlig entgegengesetzt war, versteht sich nicht nur aus Biographie und Temperament dieser geistvollsten Frau jener Jahre. Es war eine neue Form des öffentlichen Lebens als Frau, die sie gesucht und verwirklicht hatte. – »Göttern und Menschen zum Trotz will ich glücklich sein – also keiner Bitterkeit Raum geben, die mich quält – ich will nur meine Gewalt in ihr fühlen« hatte sie 1791 geschrieben.<sup>40)</sup> Schillers Weg vom Bruch mit Autoritäten zu Ordnung und Maß, seine Anpassungen an die Normen der Weimarer Hofgesellschaft, mußten ihren emanzipatorischen Bestrebungen ebenso widersprechen wie seine klischeehaften Auffassungen von weiblicher Tugend – zumal, wenn er diese ins Lyrisch-Idealische erhob. »Über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen ... « Über das weit mißglücktere Gedicht »Würde der Frauen« werden die Schlegels 1796 in Dresden wohl ebenso maßlos gelacht haben. Friedrich hatte in seiner Kritik geschrieben, es gewinne, »Wenn man ... das Ganze stropheweise rückwärts liest. Auch hier ist die Darstellung idealisiert, nur in verkehrter Richtung, nicht aufwärts, sondern abwärts, ziemlich tief unter die Wahrheit hinab«, und August Wilhelm hatte in seiner Parodie der Schillerschen Stilisierung den philiströsen Alltag entgegengestellt: »Ehret die Frauen! Sie stricken die Strümpfe,/ Wollig und warm, zu durchwatzen die Strümpfe,/ Flicker zerrissene Pantalons aus./ Kochen dem Manne die kräftigen Suppen,/ Putzen den Kindern die niedlichsten Puppen,/ Halten mit mäßigem Wochengeld aus.«<sup>41)</sup> Das wird von Caroline inspiriert worden sein.

Der Bruch zwischen Schiller und den Frühromantikern wurde nun unausweichlich. Er vollzog sich in ästhetischen und in politischen Bereichen dort, wo die Mainzer Vergangenheit von



Caroline immer wieder erinnert wurde: O ich Tor! Ich rasender Tor! Und rasend ein jeder, Der, auf des Weibes Rat horchend, den Freiheitsbaum pflanzt.«

Das ist eine der Xenien von 1796, in denen Schiller das Verhältnis des zwei Jahre zuvor in Reichsacht gestorbenen Forster zu Caroline darzustellen sucht. Sie zeigen seine Distanz zu den Schlegels » und seine Ungerechtigkeit. Daß man sich im Hause Körners diesen Auffassungen anschloß, war nicht nur wegen der engen Freundschaft mit Schiller verständlich. Es geschah wohl auf Grund einer wahlverwandten Einstellung zur Wirklichkeit. Im Februar 1808 war im zweiten Heft des »Phöbus« Heinrich von Kleists Novelle »Die Marquise von O.« erschienen – ein Frauenschicksal jenseits der herkömmlichen Konventionen, in manchem nicht unähnlich dem der Caroline Schlegel. Doch trotz freundschaftlichen Umgangs mit Kleist war dies Dora Stocks Meinung: »Seine Penthesilea ist ein Ungeheuer, welches ich nicht ohne Schaudern habe anhören können. Sein zerbrochener Krug ist eine Schenkenszene ..., die ewig an der Grenze der Dezenz hinschießt. Seine Geschichte der Marquise von O. kann kein Frauenzimmer ohne Erröten lesen. Wozu soll dieser Ton führen?«<sup>42)</sup> Im Kreis um Charlotte von Schiller wurde Caroline als »Dame Lucifer« dämonisiert und von Klatsch umstellt.<sup>43)</sup> Goethe hingegen, weitherziger und gelassener, hat ihr seine Zuneigung ebenso bewahrt wie den Frauen des Hauses Körner.

#### Anmerkungen

- 1) Meine Freuden in Sachsen, Leipzig 1801, S. 181 ff.
- 2) an Wilhelmine von Zenge
- 3) Philippe Ariès und George Duby (Hrsg.), Geschichte des privaten Lebens, 5 Bde., Augsburg 1999; Andrea van Dülmen, Frauenleben im 18. Jahrhundert, München 1992. Beide Editionen erweisen sich als grundlegend für eine Darstellung des Alltagslebens der Frauen – gleichsam Pendant zu einer geistesgeschichtlich orientierten Literaturgeschichte, deren letzter Höhepunkt Hermann August Korff, Geist der Goethezeit, 5 Bde., Leipzig 1930 ff., war.
- 4) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. 2. Bd., Leipzig 1874, S. 157
- 5) Heide Monjau, »Auffahrt und Rettung« der Ballonfahlerin Wilhelmine Reichard. DH 55/1998. Ferner von der gleichen Verfasserin: Wilhelmine Reichard – erste deutsche Ballonfahlerin. Eine dokumentarische Biographie (1788–1848), Regensburg 1998
- 6) »Selbstbiographie«, Hrsg. Günter Jäckel, Dresden 1997, S. 244
- 7) Beschreibung des epidemischen Faulfiebers, welches vom Ausgange des 1787. Jahres bis in den Sommer 1788 in Dresden herrschte, von Friedrich August Röber, Dresden 1790, S. 17. Vgl. auch H.-E. Kleine-Natrop, Das heilkundige Dresden, Dresden u. Leipzig 1964
- 8) in: Dresden zwischen Wiener Kongreß und Maastrichter Vertrag (1815–1850). Hrsg. Günter Jäckel, Berlin 1989, S. 124
- 9) Geschichte des privaten Lebens, a.a.O., Bd. 4, S. 127 ff. Ferner: Philippe Ariès, Geschichte der Kindheit (dtv) 1994
- 10) Caroline Schlegel, zitiert nach: Frauen der Goethezeit in ihren Briefen, Hrsg. Günter Jäckel, Berlin 2. Aufl. 1969
- 11) Der Prozeß der Zivilisation, 2 Bde., suhrkamp taschenbuch wissenschaft Nr. 159, Frankfurt a. M. 1976
- 12) A. van Dülmen, a.a.O., S. 320 f.
- 13) Ebenda, S. 63
- 14) zit. nach: Gerhard Schulz, Die deutsche Literatur zwischen Französischer Revolution und Restauration. 2. Teil. Das Zeitalter der Napoleonischen Kriege und der Restauration 1806–1830, München 1989, S. 190
- 15) Rebmann, a.a.O., S. 604 f.; Nieritz, SB S. 48
- 16) Dresden wie es ist, und wie es seyn sollte. Durch ein geschärftes Glas betrachtet von Rebmanns



- Freunden, Wien, Berlin und Dresden (1805), S. 32 ff.; ebenso Rebmann, a.a.O., S. 615 ff.
- 17) O. K. Bucher, Lebenserinnerungen eines alten Sachsen, in: Dresden zur Goethezeit (1760–1815), Hrsg. Günter Jäckel, Berlin 1988, S. 117 und 113
- 18) N. Elias, 1. Bd., a.a.O., S. 180.
- 19) so bedeutet »jemand jeder Mensch«, »niemand kein Mensch«, d. h. kein Mann
- 20) Aufschlußreich für die alte Hauszucht sind im Nibelungenlied die Strophen 861 f. und 893 f. (Hs. B)
- 21) Geschichte d. privaten Lebens a.a.O., Bd. 3, S. 269 ff. und Bd. 4, »Der gute Geschmack u. die soziale Hierarchie«; ferner: Eva Larraß, Zeit und Kleid. 900 Jahre Kostümgeschichte in Darmstadt, Darmstädter Schriften 52, 1986, S. 77 ff./.
- 22) Gesch. d. priv. Lebens, Bd. 4, S. 24
- 23) »Väterlicher Rath für meine Tochter ... Der erwachsenen weiblichen Jugend gewidmet, Braunschweig 1789
- 24) A. v. Dülmen, a.a.O., S. 134
- 25) Gert Ueding, Klassik und Romantik. Dt. Lit. Im Zeitalter d. Franz. Revolut. (Hansers Sozialgeschichte d. deutschen Lit.) (dtv) München 1988, S. 313
- 26) Dülmen, a.a.O., S. 395
- 27) Elisa von der Recke, Tagebücher und Selbstzeugnisse. Hrsg. V. Christine Träger, Leipzig 1984, S. 68 ff. – K. W. O. August Schindel, Die Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts 3. Bde., Leipzig 1823/25 widmet ihr 10 Seiten
- 28) vgl. dazu: Dresden und die Anfänge der Romantik, Dresdner Hefte 58/1999
- 29) zit. nach: Dresden zur Goethezeit, a.a.O., S. 179 f.
- 30) Dresden zwischen Wiener Kongreß und Maiaufstand, a.a.O., S. 138 ff.
- 31) »Selbstbiographie«, a.a.O., S. 166 ff.
- 32) Erinnerung und Leben der Malerin Louise Seidler. Hrsg. Hermann Uhde, Berlin 1875, S. 67 ff.
- 33) Gustav Parthey, Jugenderinnerungen, Zweiter Teil, Berlin (1890), S. 50 ff.
- 34) Dresdner Geschichtsblätter 4/1895, S. 223 f.
- 35) Biographische und literarische Skizzen aus dem Leben und der Zeit Carl Försters. Hrsg. Luise Förster, Dresden 1846, S. 489 f.
- 36) zit. nach: Dresden zur Goethezeit, a.a.O., S. 168
- 37) An A. W. Schlegel, Dresden, 10. Febr. 1794. zit. nach ebenda, S. 141
- 38) »... er sagt, daß seine Liebe zu ihr schon drei Jahr dauert! – Großer Gott, ist es möglich, daß man ein so verdorbenes Herz haben kann? Welche Briefe hat er mir nicht in dieser Zeit geschrieben!« Dora Stock an Charlotte Schiller, Dresden, 18. März 1793, in: Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Hrsg. V. Ludw. Urlichs, 3. Bd., Stuttgart 1865, S. 14
- 39) ebenda, S. 22
- 40) 11. Juli 1791 an Meyer, zitiert nach: Frauen der Goethezeit, a.a.O., S. 175
- 41) die Anregungen, Schillers Gedichte kritisch zu sehen, kamen gewiß von Caroline. Helmut Brandt, Angriff auf den schwächsten Punkt. Schlegels Kritik an Schillers Würde der Frauen in: Aurora 53 (1993) gibt die überzeugendste und differenzierteste Darstellung des Streites mit Schiller.
- 42) Helmut Sembdner (Hrsg.) Heinrich von Kleists Lebensspuren. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Erweiterte Neuausg. Frankfurt a./M. 1977, Nr. 261
- 43) Urlichs, Charlotte von Schiller ..., a.a.O., S. 275 ff. (Henriette von Hoven, Würzburg, 4. Oktober 1804)



IRIS SCHILKE

## Frauenvereine im 19. Jahrhundert

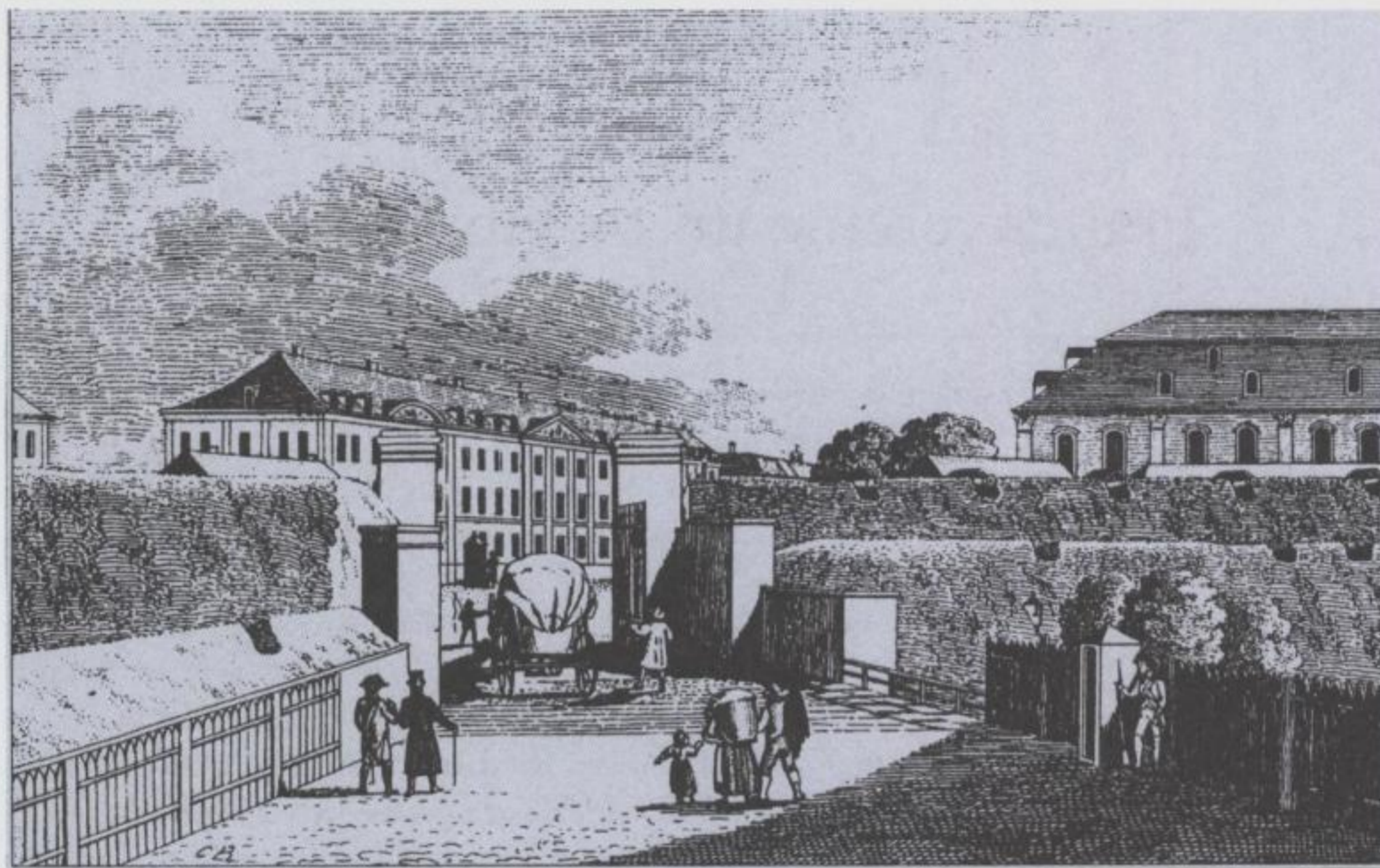
Im 18. Jahrhundert war der Dresdner Bürger ein elendes, der fürstlichen Willkür hilflos ausgeliefertes Wesen, kurz, er war nicht viel besser dran als seine Frau. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gewann er Freiheit und Selbstachtung; seine Tochter, seine Ehefrau blieben in der Unmündigkeit zurück. Eine Kluft tat sich zwischen den Geschlechtern auf, wie es sie vorher nicht gegeben hatte.

War in der alten Zeit der Mann in seine Werkstatt gegangen, dann hatte die Frau im Laden verkauft oder die Bücher geführt, während die Kinder sich selbst, der Magd oder der Muhme überlassen waren; jetzt verließ der Mann morgens das Haus, um seinen Arbeitsplatz in der Fabrik oder Behörde einzunehmen; die Frau blieb mit den Kindern zurück. Das hatte auch seine guten Seiten, viele Frauen hatten sich vorher einfach zu Tode gearbeitet – einige bürgerliche Frauen, die weiterhin mit ihrem Mann zusammenwirkten oder als Witwe seine Arbeit übernahmen, erlitten auch im 19. Jahrhundert noch dieses Schicksal.

Bekanntestes Beispiel dafür ist die Ballonfliegerin Wilhelmine Reichard. Im allgemeinen aber war es nicht mehr üblich, daß ein Mann drei oder vier Ehefrauen nacheinander überlebte. Seine Arbeitslast – im fremden Dienst oder als Unternehmer ohne den Schutz der Zunftgesetze, die die Konkurrenz einschränkten – war jetzt die härtere, und er starb früher. Das bedeutete aber, daß Bürgermädchen nicht mehr in jedem Fall heiraten konnten, zur Not einen Witwer mit einem Häuflein unversorgter Kinder. Sie konnten auch nicht mehr damit rechnen, als Muhme im Haushalt ihrer verheirateten Schwester oder Schwägerin willkommen zu sein; die Mütter hatten jetzt genug Zeit, sich um ihre Kinder selbst zu kümmern. Das Schreckbild der alten Jungfer entstand, die auf der Welt zu nichts nütze war. Es gab keinen Beruf für die bürgerliche Frau. Man sprach von der unheimlichen Stille, die im Stübchen der alten Jungfer herrschte – die gleiche Stille herrschte aber auch im Zimmer der Mutter, sobald die Kinder in der Schule oder aus dem Haus waren und selbstverständlich in der Stube der kinderlosen Ehefrau.

Als Ausweg bot sich zunächst die caritative Arbeit. Die Dresdnerinnen der jüdischen Gemeinde gingen mit gutem Beispiel voran und gründeten bereits 1790 ihren Israelitischen Frauenverein. 1814 zogen die christlichen Frauen nach, wobei sie ihre Vorgängerinnen einfach ignorierten und sich »Frauenverein zu Dresden« nannten, als gäbe es keinen anderen. Am 22. Juni 1815 schreibt Helene Marie von Kügelgen an ihre Schwester: »... ich lege Dir ein gedrucktes Blatt bei, eine Berechnung über die Armenspeisung im vorigen Winter durch den Frauenverein. Diese Speisung dauerte bis Ostern, und du wirst staunen, mit wie wenigem dieses ausgeführt worden ist. Doch das war auch nur möglich, indem die reichen Frauen selbst in den Küchen standen und austeilten. In Altstadt war eine Küche und in Neustadt eine und in jeder Küche





Hökerin am Schwarzen Tor, Stich 1838

waren sieben Frauen tätig, die sich täglich abwechselten. Die Präsidentin von Schönberg war die Seele aller Anstalten ...«

In den folgenden Jahren widmete sich der Frauenverein auch der Betreuung von Wöchnerinnen – jedoch nur verheiratete Frauen kamen in den Genuß dieser Unterstützung, obwohl die unverheirateten Mütter (in Dresden war es z. B. 1792 jede fünfte) sie selbstverständlich viel nötiger gehabt hätten. Das dritte Wirkungsfeld des Vereins wurde die Übernahme und Gründung von Kinderbewahranstalten, die erste in der Antonstadt, die zweite in der Hundsgasse und die dritte in der Reitbahnstraße. Später kamen Säuglingsbewahranstalten, Krippen genannt, hinzu. Auch in diesen Anstalten mußten die Eltern ihren Trauschein und das Taufzeugnis des Kindes vor der Aufnahme vorlegen. Mehr christliche Barmherzigkeit als diese Damen bewies ein Mann, Herr Ermel, 1826 mit seiner »Wohlgemeinten Stiftung für unglückliche Frauen und Mädchen, die unehelich gebären«, für die 1885 Friederike Hornstein aus Kassel nach Dresden geholt wurde. Anfangs befand sich die Stiftung in der Chemnitzer Straße 20, ab 1893 dann im Ermelhaus in der Oberlößnitz. Friederike Hornstein gründete 1888 einen Verein zur Hebung der Sittlichkeit, 1889 die Dresdner Bahnhofsmision und 1892 eine Zufluchtsstätte für arme Wöchnerinnen, die aus der königlichen Frauenklinik entlassen wurden, regte den Bau eines Arbeiterinnenheims in Dresden-Plauen an und gründete schließlich 1901, kurz vor ihrem Ruhestand, noch eine Dienstmädchenschule.

1836 herrschte im Erzgebirge und Vogtland eine Hungerkatastrophe. Königin Marie forderte zur Gründung weiterer Frauenvereine auf, die Lebensmittel sammeln und verteilen sollten. Es



entstand eine von ihr geleitete »Frauenvereinsanstalt der obererzgebirgischen und vogtländischen Frauenvereine«, die 1859 durch eine Satzung feste rechtliche Form annahm. In Dresden kam es zwei Jahre später zur Gründung eines zweiten Frauenvereins unter dem Protektorat der Königin. Er betrieb ein Asyl für taubstumme Mädchen in der Liliengasse.

Die Tätigkeit des ersten (christlichen) Frauenvereins müssen wir als eine eher dilettantische Wohltätigkeit reicher Damen mit recht pharisäerhafter Moralauffassung einschätzen. Wie die Dresdner Bevölkerung, besonders die Armen, sie beurteilten, geht aus der ironischen Schilderung eines Besuchs der Vereinsdamen in einer Armenschule durch Gustav Nieritz hervor. Mit der eigentlichen Frauenbewegung hatte der Verein nichts zu schaffen; vor allem kam der wichtigste Grundsatz der Sozialarbeit, die Hilfe zur Selbsthilfe, viel zu kurz.

Abhilfe schaffte hier ein weiterer Verein, der zwar explizit noch nichts gegen die Rechtlosigkeit der Frauen unternahm, der jedoch die wichtigste Grundlage der Emanzipation, die Erwerbsarbeit der Frau, beförderte. Unter dem Motto »Arbeiten ist keine Schande, nicht arbeiten wollen aber bringt Schande« erschien am 10. August 1840 im Dresdner Anzeiger ein Aufruf zur Gründung eines Vereins, »um redlichen Arbeitern Gelegenheit zu lohnenden Arbeiten zu verschaffen.« Henriette Heber, die Leiterin der bereits bestehenden Armen-Arbeits-Anstalt, konkretisierte den Aufruf eine Woche später, und bald firmierte die neue Einrichtung als »Arbeit-Nachweisungs-Bureau«. Im September erfolgte die Gründung des Vereins, dessen von ehrenamtlichen Mitarbeiter-Innen besetztes Lokal in der Kleinen Packhofstraße an allen Wochentagen die Anmeldungen der Arbeitssuchenden und der Arbeitgeber entgegennahm. In den ersten Jahren wurden in diesem Vorläufer des Arbeitsamtes fast ebenso viele Frauen wie Männer vermittelt, 25 Jahre später überwog die Zahl der vermittelten Männer um das Zehnfache. Die Frauen suchten und fanden z. B. 1842 Arbeit als Lehrerinnen in Sprachen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen und weiblichen Arbeiten als Kinderfrauen, bei der Krankenpflege, im Büro, als Botenfrau, Aufwärterin, Wäscherin, Markthelferin, Scheuerfrau, Näherin und Strickerin.

Einen besonderen Weg bei der Berufsförderung von Frauen ging der Verein, der 1844 die Dresdner Diakonissenanstalt nach dem Vorbild der Kaiserswerther gründete. Sinnstiftende Arbeit, vor allem in der Krankenpflege, sollte mit sozialer Absicherung in Krankheit und Alter verbunden werden, dazu kam die Geborgenheit in der Gemeinschaft und als Höhepunkt die spirituelle Erfüllung. Die Gründerinnen kamen meist aus dem Umfeld der Herrnhuter Brüdergemeinde, sie hatten selbst nicht die Absicht, in der Krankenpflege aktiv zu werden. Zwei Schwestern wurden aus Kaiserswerth nach Dresden geholt; in der Böhmisches Straße begann die Arbeit mit vier Betten. Die ersten Patientinnen und Patienten mußten noch mühsam zusammengesucht werden, bald aber war der Zulauf so groß, daß die Anstalt auf ihren heutigen Umfang erweitert werden mußte. Als der Erfolg kam, nahmen die Männer, die zuerst sehr mißtrauisch gegen das neue Werk waren – vor allem der Hofprediger Ammon – den Frauen die Leitungsarbeit aus der Hand. Einige der Gründerinnen verließen unter Protest den Verein, andere fügten sich. Im Umfeld der Diakonissenanstalt entstanden weitere Vereine, so 1864 der Verein für weibliche Diakonie in der Mägdeherberge auf der Holzhofgasse und 1869 der Magdalenenhilfsverein, der reumütigen »gefallenen Mädchen« Aufnahme in das Magdalenenasyl vermittelte.





Berta von Marenholz-Bülow

Ein sinnvolles, arbeitsreiches Leben in der Gemeinschaft, allerdings auf mehr weltlicher Basis, bot auch der 1843 von Amalie Marschner (1794–1883) gegründete Verein zum Frauenschutz, zunächst (bis 1850) in der Glacisstraße. Das neue Schwesternhaus auf der Georgenstraße war mit einer Erziehungsanstalt für Mädchen und einem Kindergarten verbunden. Außerdem betrieb der Verein eine höhere Mädchenschule mit Pensionat. »Der Erziehungsberuf der Frauen« war Amalie Marschners großes Thema und deutet schon das Leitmotiv der »geistigen Mütterlichkeit« an, das sich durch die gesamte bürgerliche Frauenbewegung zog und den Kampf um Menschenrechte für Frauen immer mehr zu einer Nebensache machte.

Zu beachten ist der Unterschied zwischen den Kindergärten der »frauenbewegten« Vereine, die dem Kind zur Entwicklung einer harmonischen Persönlichkeit verhelfen wollten, und den Kinderbewahranstalten der konservativen Damen, in denen die Kinder zu Gehorsam und Arbeitsamkeit erzogen

wurden. Die Fröbelbewegung hatte in Dresden eine starke Vorkämpferin in Bertha von Marenholz-Bülow (1811–1893). 1870 kam sie nach Dresden und gründete Volkskindergärten, ein Seminar und eine Pension für Kindergärtnerinnen sowie eine Fröbelstiftung, 1872 schließlich den Allgemeinen Erziehungsverein.

Doch lange vorher hatte mit Louise Otto-Peters (1819–1895) die eigentliche Frauenbewegung begonnen. Als 1843 Robert Blum in den »Sächsischen Vaterlandsblättern« die Frage nach der politischen Stellung der Frau aufwarf, antwortete Louise Otto im gleichen Blatt: »Die Teilnahme der Frau an den Interessen des Staates ist nicht ein Recht, sondern eine Pflicht.« Während der Revolution 1848/49 richtete Louise Otto an die Kommission, die zu wirtschaftspolitischen Fragen in Sachsen arbeitete, die öffentliche Forderung, auch für die Organisation der Frauenarbeit zu sorgen, u. a. um Frauen nicht in die Prostitution zu treiben.

1849 gab sie die »Frauen-Zeitung« unter dem Motto heraus »Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen!« Der Jagd auf die Demokraten machte auch vor ihr nicht halt. Hausdurchsuchungen, Verhöre, Auflösung der von ihr mitbegründeten Dienstboten- und Arbeiterinnenvereine aufgrund des preußischen Vereinsgesetzes von 1851 und Verbot der Frauen-Zeitung 1850 trafen sie schwer, dazu kam der Tod ihres Lebensgefährten nach langer Gefängnishaft. 1865 gründete sie zusammen mit anderen Frauen in Leipzig den Allgemeinen Deutschen Frauen-



verein, und seit 1891 gab es auch in Dresden eine Ortsgruppe, in der ihre langjährige Mitstreiterin Marianne Menzer wirkte.

In Dresden hatte sich 1849 ein Verein mit dem harmlos klingenden Namen »Frauen-Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Familien« gebildet, in dem Auguste Scheibe (1824–1898) eine führende Rolle spielte. Dies war der erste wirklich revolutionär-demokratische Frauenverein in Dresden. Die Schriftstellerin Auguste Scheibe war befreundet mit Louise Otto und lebte zusammen mit einer anderen Revolutionärin, Claire Glümer. Die hilfsbedürftigen Familien, die unterstützt wurden, waren die Familien der verfolgten Teilnehmer am Maiaufstand. Enge Verbindungen bestanden zwischen dem Frauenverein und der deutschkatholischen Gemeinde, die auch in Leipzig und anderen Städten aktiv die Frauenbewegung unterstützte. Leider existierte der Verein nicht lange, da Auguste Scheibe und Claire Glümer die Stadt verlassen mußten.



Auguste Diacono, Foto 1890

Nach 1850 ist die Gründungswelle der christlich-konservativen und vaterländischen Frauenvereine nicht mehr zu überblicken, fast jede Kirchgemeinde hatte ihren Jungfrauen- und Großmütterchenverein. 1852 entstand in Dresden ein Vincentius-Verein für katholische Arme, der sich besonders der Erziehung verwahrloster Kinder widmete, und 1865 der Dresdner Verein der Heiligen Elisabeth.

1866 ging die sorbische Kaufmannsfrau Marie Simon ins Kriegsgebiet nach Böhmen, um Verwundete zu pflegen, ein Jahr später rief sie unter tatkräftiger Mitwirkung der Königin Carola den Albert-Verein ins Leben, aus dem später die Dresdner Rot-Kreuz-Schwesternschaft hervorging. 1869 wurde im ehemaligen Wachhaus am Leipziger Tor mit der Krankenpflege-Ausbildung begonnen. Das Carola-Haus war seit 1878 Mutterhaus der Albertinerinnen. Königin Carola war auch bei der Gründung weiterer Vereine aktiv, so entstand 1876 der Johannes-Verein als Zusammenschluß von Nähmaschinen-Erwerbsverein, Verein zur Vermittlung für weibliche Arbeit, Daheim für Arbeiterinnen und Frauenverein für die nächst der Stadt Dresden gelegenen Ortschaften.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich der neue Frauenberuf der Verkäuferin, damals als Handlungsgehilfin bezeichnet. Mit Hilfe sozial interessierter Frauen aus dem Bürgertum schlossen sich die Mädchen und Frauen 1868 zum gewerkschaftsähnlichen Verein der





Louise Otto-Peters

Handlungsgehilfinnen für Dresden und Umgebung zusammen. Er bot ihnen Stellenvermittlung, Stellenlosenunterstützung, Förderung der Fach- und allgemeinen Bildung, trat für einschlägige soziale Reformen ein, gab unentgeltliche Auskunft in Berufsfragen, vermittelte Erholungsmöglichkeiten und Wohnungen, Unterstützung in Notfällen, Darlehen und Sparmöglichkeiten. In ähnlicher Weise wirkte seit 1876 der Verein Lehrerinnenheim mit zwei Wohnheimen in der Carolastraße und der Feldgasse.

1871 gründeten elf Frauen den Fortbildungsverein für unbemittelte Mädchen (seit 1877 Frauen-Erwerbsverein). 1873 eröffnete er auf der Ferdinandstraße eine Zeichenschule, deren Absolventinnen seit 1879 zum Staatsexamen zugelassen waren. Nach und nach entstanden neben der Abendschule auch eine Handelsschule, eine Näh- und eine weitberühmte Kunststieckschule. In diesem Zusammenhang sei auf die aktive Mitarbeit Dresdner Bühnenkünstlerinnen wie Anna

Löhn-Siegel, Auguste Diacono und Marie Börner-Sandrini in den Frauenvereinen hingewiesen.

Fast gänzlich im Dunkeln liegt die Entwicklung der Arbeiterinnenvereine (bis auf den nicht der Arbeiterbewegung angehörenden evangelischen Fabrikarbeiterinnenverein). Das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Frauenbewegung ist ein Kapitel für sich, kurz sei nur angedeutet, daß Bebel wahrscheinlich enger mit Louise Otto-Peters zusammenarbeitete, als beide zugeben wollten, daß die Lasalleaner dagegen die Frauenarbeit bekämpften. Wir kennen nur Bruchstücke dieser Geschichte, z. B. daß 1886 Schokoladenarbeiterinnen und Weißnäherinnen den Arbeiterinnen-Verein von Dresden gründeten. Eine wichtige Rolle in der Arbeiterinnen-Bildungsarbeit spielte Auguste Eichhorn (1851–1902).

Die Zulassung der Frauen zum Studium wurde sehr mühsam, Schritt für Schritt, erkämpft. Diesem Ziel widmete sich in Dresden der 1885 gegründete Verein Frauenbildung – Frauenstudium, aber auch der Deutsche Frauenverein Reform (Weimar 1888) entstand unter Mitwirkung einer Dresdnerin, der Gräfin Gertrud Bülow von Dennewitz. Unter dem Namen Gisela von Streitberg war sie auch im Kampf gegen den § 218 aktiv. Mit der Gründung des Rechtsschutzvereins für Frauen 1894 begann ein neuer Abschnitt in der Frauenbewegung.



UNA GIESECKE

## Frauen im Ersten Weltkrieg

Nationalistische Begeisterung erfaßte bei Kriegsausbruch und der Erklärung des Kaisers »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche« im Grunde die gesamte Bevölkerung. Eine mögliche Deutung für die Kriegseuphorie gerade bürgerlicher Damen versuchte die Frauenforschung der 80er Jahre: »Das Gefühl, nicht zu leben, die Unfähigkeit zu mehr als formellen Beziehungen, das Leiden am Werterelativismus finden im Mythos von der Verschmelzung mit dem aggressiven Kollektiv der Volksgemeinschaft ihre repressive Lösung.«<sup>1)</sup> Der Burgfrieden im einig Vaterland galt auch für die Geschlechter. Alte Mythen vom Mann als Beschützer und der Frau als Liebes- und Trostspenderin erfuhren eine erfolgreiche Wiederbelebung. Frauen unterstützten den Krieg in Ehrenamt und Beruf, schließlich auch im militärischen Bereich.

Die wenigen Pazifistinnen organisierten ihren Widerstand länderübergreifend. In Den Haag diskutierten radikale bürgerliche Frauen, darunter Vertreterinnen des Bundes Deutscher Frauenvereine (BDF)<sup>2)</sup>, über die politischen Hintergründe und verabschiedeten Forderungen an die beteiligten Regierungen wie schiedsgerichtliche Beilegung internationaler Konflikte, Achtung der nationalen Selbstbestimmung, Frauenwahlrecht und Erziehung zum Frieden. In Bern trafen sich sozialistische Kriegsgegnerinnen und veröffentlichten ein von der Dresdner SPD-Genossin Käte Duncker mitentworfenen »Manifest an die arbeitenden Frauen Europas«. Die Dresdnerin Toni Sender verteilte allein in Deutschland eine Million Exemplare.

Der Staat antwortete mit Briefkontrollen, Paßverweigerungen, Hausdurchsuchungen, Druckverboten, Zensur und Ausweisungen. Auch die genannten Organisationen distanzieren sich von den Teilnehmerinnen, woraufhin diese austraten. Die Radikalen agitierten auf eigene Faust, die Sozialistinnen gründeten in der Folge die USPD. Die jeweils vielleicht 300 Aktiven lebten verstreut über ganz Deutschland und fanden aufgrund gegenseitiger Vorbehalte weder untereinander Kontakt noch zu den aufsässigen Frauen im Volk.

Die schlugen auch mal unorganisiert Krach: es kommt zu Krawallen gegen Spekulantengeschäfte, denn die schlechte Versorgungslage in der Mangelwirtschaft zeitigt trotz Rationierung Hunger und Fehlernährung. Aufgebrachte Hausfrauen demonstrieren gegen die Kriegsrationen unter Leitung von Minna Naumann 1915 vor dem Dresdner Rathaus. Der Handel mit Naturalien und Lebensmittelkarten blüht. Bettelzüge und Diebstahl zählen zu Überlebensstrategien von Frauen aus den Unterschichten.

Zur übergroßen Mehrheit der Kriegsbefürworterinnen im Volk gehörte innerhalb des konservativen Flügels der Frauenbewegung zweifellos der Katholische Deutsche Frauenbund.<sup>3)</sup> Seine Mitgliedsfrauen trugen Staat, Kirche und Familienpolitik kritiklos mit und leisteten wie gehabt in Selbstaufopferung freiwillig ehrenamtliche Arbeit. Auch die Vaterländischen Frauen-





Therese Malten bei der Ausfahrt, Foto 1915

vereine, wie etwa der Dresdner Verein »Frauendank 1914«, packten in Wohltätigkeitseinrichtungen und Nähstuben sogenannte Liebesgaben-Päckchen für die Frontkämpfer, schrieben treudeutsche Postkarten und sammelten für Kanonen. Man erinnere sich an »Gold gab ich für Eisen«.

Bereits zwei Tage nach Kriegsbeginn setzte eine reichsweite Organisation des Nationalen Frauendienstes (NFD) ein. Er diente den staatlichen Behörden de facto als Hilfstruppe beim Nachschub für die Lebensmittelversorgung. Denn auch die Wohlfahrt mußte im Hinterland jetzt straff zentralisiert werden. Die sogenannten Gemäßigten im BDF betrachteten die Bereiche der Familienfürsorge, Arbeitsvermittlung und Auskunftserteilung als Heimspiel, bei dem sie Anerkennung gewinnen wollten und konnten. Als Patriotinnen hofften sie nun erst recht auf die langersehnte Integration in die »Volksgemeinschaft« und eine Erlösung aus ihrem bisherigen unmündigen und eingeeengten Dasein. Den Hintergrund für ihren Übereifer bei der Gründung des NFD und der Frauenarbeitszentrale bildete ihr unausgesprochener Anspruch auf Führungspositionen und der seit Bestehen der Frauenbewegung formulierte Kulturauftrag der Frau: durch teilnehmende Mitverantwortung die Männergesellschaft friedlicher und sozialer zu gestalten.

In Dresden übernahm die Kriegsorganisation Dresdner Vereine (KDV) die Rolle des NFD. Erstmals arbeiteten »im Schulterschuß« bürgerliche Vereine, Wohlfahrtsverbände und Rotes Kreuz zusammen mit Teilen der proletarischen Frauenbewegung. Wohltätige Damen durchbrachen in karitativer Tätigkeit im Hinterland und in Lazaretten notgedrungen Klassenschranken



und Konventionen. Die von ihnen unbeaufsichtigt gelassenen gutbürgerlichen Mädchen genossen derweil das Abenteuer, ohne Anstandsdamen auszugehen.

Die Ortsgruppe des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes mit Frau von Kiel an der Spitze unterhielt eine Stellenvermittlung und eine Beschäftigungsstube für Arbeitslose. Während des Krieges füllten die Frauen Kissen mit Papierschnitzeln für Lazarette, stellten jährlich 48 000 Scheuertücher her und strickten natürlich Strümpfe. Ein Drittel der Mädchen aus ihrer »Jugendgruppe für soziale Hilfsarbeit« arbeitete im Roten Kreuz mit. Die Damen selbst übernahmen Schutzaufsichten über straffällige Jugendliche. In der 22. Bezirksschule auf der Louisenstraße z. B. richtete der DEF zusätzliche Nähabende ein. Bis zu 50 Teilnehmerinnen, darunter viele Kriegerfrauen, nutzten die im Zeichensaal aufgestellten Nähmaschinen.<sup>4)</sup>

Der Rechtsschutzverein für Frauen<sup>5)</sup> erteilte Auskünfte über geltende Kriegsgesetze, städtische Unterstützungen und die Reichswochenhilfe sowie zu Mieterproblemen. »Den Unerfahrenen beistehen, aus Unmündigen Mündige machen« lautete die modern anmutende Losung. Katharina Schevens Verein »Frauenbildung – Frauenstudium« konzentrierte seine Bemühungen um Professionalisierung weiblicher Tätigkeit auf die Krankenpflegerinnen und schrieb gemeinsam mit dem Dresdner Lehrerinnenverein Eingaben: unter den gegebenen Umständen forderten die Frauen um so nachdrücklicher eine gesetzliche Pflichtfortbildung auch für die weibliche Jugend. 1920 wird dann die entsprechende staatliche Regelung getroffen. Der Frauenerwerbsverein<sup>6)</sup> führte einstweilen preiswerte Kurse in Stenografie, Buchführung und Technischem Zeichnen durch. Katharina Scheven als Vorsitzende des deutschen und des Dresdner Zweigverein der Internationalen Abolitionistischen Föderation<sup>7)</sup> übte mit Eingaben und Vorträgen zu Volksgesundheit und Prostitution unter Kriegsverhältnissen generelle Kritik an den einseitigen und oberflächlichen Maßnahmen der Regierung.

Der Dresdner Zweigverein für deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur mit Ella Lau an der Spitze setzte sich für die Unabhängigkeit deutscher Damenschneiderinnen vom Ausland ein und stellte in seiner Nähstube Kinder- und Konfirmandenanzüge her. Hauptsächlich aber bekämpften die Vereinsfrauen die gesundheitsschädigende Wirkung zeitgenössischer Mode mit Ausstellungen, Vorträgen, Turn- und Tanzvorführungen. Die von ihnen propagierte Reform für luftigere und bequemere Frauen- und Mädchenkleidung erwies sich in der praktischen Arbeit als immer notwendiger. Erstmals fallen die Korsetts weg, die Röcke werden kürzer, das Jerseykostüm entsteht. Schließlich findet der Bubikopf der in Europa auftauchenden Amerikanerinnen ungezählte Nachahmerinnen und rasante Verbreitung und löst in den Zwanzigern Haarknoten und ausladende Hüte ab. Die neue Bewegungsfreiheit weckt ein neues Körpergefühl. Nach dem Krieg wird es sich in amerikanischen Tänzen, im Sport und im Modernen Deutschen Ausdruckstanz einer Mary Wigman ausleben.

Die Ortsgruppe des Israelitischen Frauenvereins<sup>8)</sup> gepflegte Flüchtlinge auf dem Hauptbahnhof. Im evangelischen Fabrikarbeiterinnen-Verein unter Leitung von Clara Kühl gab es nach wie vor Kurse im Kochen, Schneidern, Singen, Nähen und häuslicher Krankenpflege. Das Angebot an Mittagstischen, Schlafstellen und Arbeitsnachweisen wurde während des Krieges noch erweitert. Dazu kamen Spendensammlungen und Weihnachtsgaben für die Arbeiterinnen.<sup>9)</sup>



Vor Kriegsausbruch umfaßte der Landesverband für christlichen Frauendienst neun Bezirksverbände und 556 Frauenvereine. Während des Ersten Weltkrieges eröffneten verstärkt Volksküchen, da die Männer in den Fabriken ersetzt und die Familien ernährt werden mußten. Die Dresdner Diakonissenanstalt qualifizierte freiwillige Helferinnen für die Kriegskinderhorte. Als Leitmotive für die Erziehung fungierten zeitgemäße Tugenden: frisch-fröhliche Tapferkeit, Gehorsam, Pflichtgefühl und Entsagung.<sup>10)</sup> Auch die konfessionell organisierten Frauen versorgten die Front mit Socken, Trockenobst und Wäsche. Die Kinder schickten sie zur Sommerpflege aufs Land. Und im Kohlrübenwinter von 1916/17 kochten sie Marmelade. Nach dem Krieg war ihr Landesverband auf 25 Bezirksverbände angewachsen.

Die im Kontext anderer Emanzipationsbestrebungen so offensiv begonnene Frauenbewegung gerät durch die kriegsbedingte Restauration in eine Flaute. Infolge ihrer lokalen und mentalen Trennung entfremden sich die Geschlechter während dieser vier Jahre erschreckend. Einerseits kommt es zu einer Mythisierung der Frau als »Retterin und Trösterin«. Deren geeignetste Vertreterin ist aufgrund des mütterlichen, gehorsam dienenden und selbstverleugnenden Berufsethos die Krankenschwester. Ihre Überhöhung führt schließlich zur Aufwertung des Berufs durch ein staatliches Diplom. Andererseits verschärfen öffentliche Präsenz und Verantwortung der daheimgebliebenen Frauen das Mißtrauen der abwesenden Ehemänner, deren seelische Not nach einem sinnstiftenden Idealbild, eben dem der reinen, treuen Gattin verlangt. In fast pathologischer Verlassenheitsangst und schematischer Eifersucht lehnen viele Soldaten jeglichen unbeaufsichtigten Kontakt ihrer zurückgelassenen Eehälften zu anderen Männern kategorisch ab. Der Staat brandmarkt freundliche Gesten gegenüber Kriegsgefangenen als »Verrat« und stellt derartig »unwürdige Sittenlosigkeit« unter Strafe. Unterdessen kommen an der Front und in der Etappe Anmache und schlüpfrige Postkarten in Mode. Konfrontiert mit dem Tod, lodern Liebessehnsucht und Begierde auf, illegale wie staatlich reglementierte Prostitution blühen in Militärbordellen. Schon im August 1914 hatten die Einberufenen in den Dresdner Bordellstraßen lange Warteschlangen gebildet.

Mit der Umstellung des Hinterlandes ausschließlich auf die Bedürfnisse der Armee ab Mitte 1916 drohte die Dienstpflicht auch für Frauen. Den BDF-Vorstandsfrauen gelang es, diesem Ansinnen den Wind aus den Segeln zu nehmen, indem sie stolz und über jeden Zweifel erhaben die Selbstverpflichtung zum freiwilligen Hilfsdienst verkündeten. In etwa 1000 neugeschaffenen Stellen bei den Frauenreferaten in den Kriegsämtern organisierten und begleiteten erprobte BDF-Frauen Freiwilligen-Transporte in die Rüstungsbetriebe, die ostpreußische Landwirtschaft und die besetzten Gebiete. Dort setzte man das sogenannte schwache Geschlecht in Lazaretten und Verwaltung, im Nachrichtendienst, als Etappenhelferinnen, in Waffendepots und Steinbrüchen, bei Erdarbeiten sowie im Hafen- und Flugplatzbau ein.

Die zu Kriegsbeginn auf Gasmasken-, Zeltplanen-, Uniform- und Munitionsherstellung umgestellte Heimarbeit nahm im Verlauf der Materialschlachten immer mehr zu. In der Rüstungsindustrie standen Frauen zum ersten Mal an komplizierten Maschinen, bedienten Preßluftschlämmer und Kräne. Die Mehrzahl der Arbeiterinnen hatte keine Ausbildung. So trafen sie auf Mißtrauen, zuweilen auch auf Don-Juan-Gehabe männlicher Kollegen, Vorarbeiter und Unternehmer. Aufgrund ihrer angeblich größeren Gewissenhaftigkeit und Eignung zu monoto-





In der Bahnhofsmission um 1915

ner Arbeit (!) bevorzugte man die weiblichen Hilfskräfte für die Serienfertigung, bei Feinarbeiten oder in der Endkontrolle. Schließlich wurden Mütter und Schwangere gesundheitsgefährdenden Arbeiten, Nacht- und Sonntagsschichten bei einer Dauerbelastung von bis zu 12 Stunden täglich ausgesetzt. Vielerorts fehlte der Arbeitsschutz völlig. In den ersten Monaten des letzten Kriegsjahres streikten in Deutschland 1,5 Millionen Menschen, in der Mehrzahl waren es Munitionsarbeiterinnen.

Andererseits erhielten die in der Rüstung Beschäftigten doppelt so hohe Löhne wie in den typisch weiblichen Erwerbszweigen. Sie genossen damit eine ungekannte finanzielle Unabhängigkeit, wenn auch auf dem Schwarzen Markt mit diesen Reallöhnen nicht viel auszurichten war. Im Dienstleistungsgewerbe und im öffentlichen Dienst überzog auf einmal die Frauenarbeit: In Hotels, Cafés, Banken und Läden, in Verwaltungskontoren, Straßenbahnen oder im Postwesen tauchten immer mehr weibliche Gesichter auf und blieben gern gesehen. Bei Kriegsende waren in Deutschland fünf Millionen mehr Frauen als 1914 angestellt, schon 1916 betrug der Anteil der Frauen an den Beschäftigten 47,1 Prozent. Wichtigste Veränderung aber war ihr Bewußtseinswandel: das »andere« Geschlecht hatte die Scheu vor der Männerarbeit verloren, Stolz und Selbstvertrauen waren gewachsen. Alleinlebende und alleinverantwortliche Frauen gehörten infolge des Männermangels zum Alltag. Sah man sie am Ende gar ohne männliche Begleitung ausgehen?





Titelbild 1914

Dann das Kriegsende, die Niederlage Deutschlands, das Ende der Monarchie, die Revolution. Mit Zurückfluten des Heeres 1918 setzt die Demobilmachung ein: eine brutale und willkürliche Verdrängung der Frauen aus den wiederbeanspruchten früheren Positionen. Staatlicher Gewalt und wirtschaftlichem Zwang gelingt die fast reibungslose Wiedereingliederung sämtlicher Kriegsrückkehrer. Selbst Minimalforderungen der entlassenen Frauen nach Schlichtungsausschüssen, Renten oder Arbeitslosenunterstützungen bleiben ergebnislos. Eben noch selbständige berufstätige Familienmütter räumen widerstandslos das Feld. Warum? Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, Freude über die Heimkehr, Mitleid mit den Geschlagenen, Einsicht in die Notwendigkeit, verinnerlichtes Rollendenken? Während die Proletarierfrauen die Klassensolidarität oft höher halten als die zu ihren Geschlechtsgenossinnen, ist bei den Arbeitern die Männergemeinschaft durch die gemeinsamen Fronterlebnisse stärker ausgeprägt. Dazu kommt die Orientie-

rung am bürgerlichen Ideal, wo Nichterwerbsarbeit der Frau zum Prestige gehört. Und außerdem braucht das dezimierte Volk Nachwuchs: Verhütung und Abtreibung sind nun nicht mehr nur gesetzlich verboten, sondern gelten als Entartung. Mutterschaft sei erste Pflicht und höchste Erfüllung.

Was für Männer kamen da zurück, denen die Frauen so mitleidig Platz machten? – Ausgezogen waren sie zur Verteidigung des Vaterlands unter lärmender Begeisterung, gespeist aus der anachronistischen Vorstellung vom kurzen, ritterlichen Krieg als Schauplatz eines wahrhaften Männerbundes, aufgewertet von Uniformen, Trommeln und volksfestartigen Auszugsritualen. Traumatisiert durch den so gar nicht ehrenhaften, den unmenschlichen Charakter des Krieges und das sinnlose Massenmorden, waren sie in Schützengräben zu untätigem Warten auf den Tod verurteilt. Soldaten erlagen nicht selten der bis dahin als typisch weiblich<sup>11)</sup> geltenden Hysterie, von Ärzten als »Kriegsneurose« bezeichnet.

War die männliche Identität seit Beginn des 20. Jahrhunderts durch die Emanzipationsbewegung mit dem Leitbild der wirtschaftlich unabhängigen und sexuell befreiten Frau in ganz Europa in die Krise geraten, so spielten Schriftstellerinnen nun gar mit einer Umkehrung der Geschlechterrollen und schrieben Lesben ihre erotischsten Werke. Durch die Texte männlicher Autoren dagegen geisterten gelähmte, zeugungsunfähige, verstümmelte Antihelden.



Jedoch führte diese Krise vorerst zu keinem neuen Denkansatz, sondern eher zu einem von neurotischer Angst vor einem imaginären »Komplott der Frauen« getriebenen verzweifelten Rückzug auf sicheres Terrain: die tradierten Muster einer auf Herrschaft über Frau und Kind basierenden Männlichkeit und eindeutigen Geschlechterhierarchie in reproduktiver und Erwerbsarbeit. Erst als die Frau in ihre alte Rolle der Hausfrau, Mutter vieler Kinder und bewundernd zu ihm aufblickenden Gattin verwiesen war, konnte man sich wieder sicher und heimisch fühlen. Das heimliche Wissen um die Unmöglichkeit einer Rückkehr zu den alten Zuständen führte bei den traumatisierten Männern zu einem übersteigerten Geltungsbedürfnis und sexueller Gewalt.

Im Kult um die toten Kameraden in den Zusammenschlüssen von Veteranen und Kriegsversehrten stärkten die Geschlagenen ihre Identität und pflegten den Rachegeanken gegen alte Gegner. Symptomatisch für diese Gruppen lebten die Freikorps, die die junge Weimarer Republik terrorisierten, das neue Ideal des Männerbundes aus, der mit Führerkult, Aus- oder Gleichschaltung anderer die »nationale Erneuerung« anstrebte.

Die rückläufige Tendenz in der weiblichen Berufstätigkeit hielt noch Jahrzehnte an. Im Ergebnis des Krieges standen dennoch strukturelle Veränderungen: die Feminisierung des Dienstleistungssektors sowie der Rückgang von Heimarbeit und Dienstmädchenberuf, der nun als sklavisches galt. Die zunehmende monotone und niedrigqualifizierte Fabrikarbeit blieb auch weiterhin dem weiblichen Geschlecht vorbehalten.

Indem die Regierung den Frauen 1918 das Wahlrecht »schenkte«, unterschlug sie den jahrzehntelang entbehrensreich und weltweit geführten Kampf darum. Eigentlich hatten sich gerade die christlich-nationalen und patriotischen Frauen vom Kaiser das Stimmrecht in Anerkennung ihrer Leistungen erhofft. Trotzdem jubelten die Aktivistinnen und vollzogen sogleich mit enthusiastischem Agitationsaufwand die nun zur Pflicht erklärte Wählerbeteiligung – für die konservative Seite. Im Reichsrätekongress fanden sich unter den 490 Delegierten zwei Frauen: Käthe Leu aus Danzig und Klara Noack aus Dresden. Das Reichstagswahlergebnis lag bei 9,6 Prozent!

Im Grunde zersplitterte sich die Frauenbewegung nun in den einzelnen Parteiinteressen, wo sie in der männlich geprägten Politik unterging. Die Ursachen dafür suchten die Frauen wieder einmal bei sich, nicht in den herrschenden Strukturen. Durch den Schritt in die verantwortliche Teilnahme an der Organisation gesellschaftlicher Aufgaben unter Kriegsbedingungen hatten sie entgegen einstiger hehrer Absichtserklärungen nicht den Staat, sondern sich selbst verändert.

#### Literatur

Zeitschrift für Frauenstimmrecht, Nr. 16, 1914

Marie Stritt: Alles beim Alten, in: Die Frauenfrage, XIX. Jg., 1917

Helene Lange: Das ewig Gestrige, in: Die Frau, 25. Jg., 1918

Anna Brunnemann: Aus der Kriegstätigkeit Dresdner Frauenvereine, in: Dresdner Kalender 1919

Marie Elisabeth Lüders: Das unbekanntes Heer. Frauen kämpfen für Deutschland 1914–1918, Berlin 1936

Else Ulich-Beil: Ich ging meinen Weg, Berlin 1961

Ursula v. Gersdorff: Frauen im Kriegsdienst 1914 bis 1945, Stuttgart 1969

Lida Gustava Heymann: Erlebtes – Erschautes, Meisenheim 1977



Richard Bessel: Eine nicht allzu große Beunruhigung ..., in: Geschichte und Gesellschaft 9, 1983

Magdalena Padberg: Das Leben der Elsa Brändström, Freiburg 1989

Sabine Hering: Die Kriegsgewinnlerinnen – Praxis und Ideologie der deutschen Frauenbewegung im Ersten Weltkrieg, Pfaffenweiler 1990

Georges Duby/Michelle Perrot: Geschichte der Frauen, Bd. 5: 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1995

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Ulrike Prokop: Die Sehnsucht nach der Volkseinheit, in: Gabriele Dietze (Hrsg.): Die Überwindung der Sprachlosigkeit, Neuwied 1981, S. 201

<sup>2)</sup> gegründet 1894

<sup>3)</sup> gegründet 1903

<sup>4)</sup> Jahresbericht der Dresdner Ortsgruppe des DEF 1914–1916, Dresden 1917

<sup>5)</sup> gegründet 1894 von Marie Stritt und Adele Gamper

<sup>6)</sup> gegründet 1871, Vorsitzende Marie Schlechtinger

<sup>7)</sup> Bewegung gegen die staatliche Sanktionierung der sexuellen Ausbeutung von »Lustsklavinnen«, s. a. U. G.: Der Abolitionist gegen die Lustsklaverei ...,

in: U. G./Jayne-Ann Igel: Von Maria bis Mary – Frauengeschichten aus der Dresdner Neustadt, Dresden 1999

<sup>8)</sup> gegründet 1790, Vorsitzende Gertrud Mattersdorf

<sup>9)</sup> Anna Brunnemann: Aus der Kriegstätigkeit Dresdner Frauenvereine, in: Dresdner Kalender 1919 und Akten des Stadtbundes Dresdner Frauenvereine, Stadtarchiv

<sup>10)</sup> Tabea, Blätter für den Frauendienst in der christlichen Gemeinde, Dresden im Nov. 1916

<sup>11)</sup> deren Ursache der Gebärmutter zugeschrieben wurde



JAYNE-ANN IGEL

## Besitzstandswahrung und Experiment. Der Stadtbund Dresdner Frauenvereine 1918 bis 1933

Die *organisierten* Frauen gaben mit der Gründung des Stadtbundes im Januar des letzten Kriegsjahres einer über die unmittelbaren Vereinsinteressen hinausweisenden Kooperation neue Inhalte und Perspektiven. Sie war Ausdruck gewachsenen Selbstvertrauens und die Konsequenz der schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden nationalen und internationalen Vernetzung der bürgerlichen Frauenbewegung. Dachverbände auf nationaler, regionaler und lokaler Ebene hatten sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg in allen Teilen Deutschlands gebildet, z.B. der Bund Deutscher Frauenvereine (BDF), die Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands oder der Hamburger Stadtbund. Im Jahre 1920 wurde der Landesverband Sächsischer Frauenvereine (LSF) gegründet, deren Mitglied der Stadtbund sofort wurde. Diese neue Geschlossenheit der Vereine brachte gegenüber den städtischen Behörden, Institutionen und Gremien einen Gewinn an gesellschaftlicher Akzeptanz und politischem Einfluß, der in den Folgejahren auch an der nachdrücklichen Eingabepaxis des Bündnisses abzulesen ist. Die vom Stadtbund organisierten öffentlichen Vortragsreihen und Kurse, die zumeist mit den monatlich bis vierteljährlich stattfindenden Vertreterinnenversammlungen verknüpft wurden, gaben nicht zuletzt den Vereinsfrauen selbst in ihrer Arbeit inhaltlichen und moralischen Rückhalt. Diskutiert wurden Themen wie »Die weibliche Leitung in der Mädchenschule« (Dr. D. Hertwig-Bünger), »Weltbürgertum und Nationalstaat« (Dr. E. Ulich-Beil), »Die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe« (Dr. Toni Morgenstern) oder »Ehefrau und Eherecht« (Marie Stritt).<sup>1)</sup>

Am Ende des Krieges waren auf die Frauen neue Aufgaben zugekommen, für die sie jahrzehntelang gekämpft hatten – die Gestaltung des Lebens auf der Ebene der Politik, des uneingeschränkten Wahlrechts. Die Frauen mußten nun mit dem aktiven und passiven Wahlrecht, mit der Verhältniswahl vertraut gemacht werden. Dringliche Aufrufe zur Kandidatur und Ausübung des Wahlrechts bildeten einen ersten Schwerpunkt in der thematischen Arbeit des Stadtbundes. In späteren Jahren setzte sich das fort im Kampf um aussichtsreiche Listenplätze für die Politikerinnen der Parteien, in der Diskussion um Frauenlisten, Wahlbündnisse und, ob der tiefsitzenden Resignation angesichts wenig relativierter männlicher Dominanz, auch einer Frauenpartei. Gelegentlich der Stadtverordnetenwahlen in Dresden indes wurden den Frauen über die Jahre relativ gute Chancen eingeräumt, insbesondere seitens der liberalen Parteien und der Sozialdemokratie. Die Protagonistinnen des Stadtbundes, Dr. Lotte Schurig, Katharina Scheven, Marie





Katharina Scheven

Stritt (die in der Reihenfolge ihrer Namensnennung in den ersten Jahren den Vorsitz im Vorstand innehatten), Franziska Ohnesorge und Julie Salinger hielten schon 1918/19 Vorträge, die sich auf das Wahlrecht bezogen, wie: »Frauenwahlrecht – Frauenwahlpflicht«; »Was bedeutet die Stadtverordnetenwahl für uns Frauen«, oder »Die Programme der politischen Parteien«.<sup>2)</sup> Sie traten (mit Ausnahme Dr. Schurigs) als Stadtverordnete und Volkskammer- bzw. Landtagsabgeordnete in Erscheinung. Darüber hinaus arbeiteten Vertreterinnen des Stadtbundes im Ausschuß zur Vorbereitung der Stadtverordnetenwahlen mit, der im Dezember 1918 in Dresden gebildet worden war.

Von Anfang an war zu beobachten, daß sich die Vereinsfrauen bereits so weit politisch qualifiziert hatten, daß sie sich, trotz

z. T. konträrer politischer Standpunkte, in den Grundanliegen weiblicher Emanzipation wie dem Frauenstimmrecht, der verfassungsmäßigen Gleichstellung, dem originären Recht auf Erwerbstätigkeit als konsensfähig erwiesen. Allerdings war z. B. der Anschluß des Stadtbundes an den BDF im Jahre 1919 umstritten und nicht einstimmig beschlossen worden. Die Vertreterinnen konfessioneller Vereine verfolgten die vom BDF vehement vorgetragene Forderungen nach voller staatsbürgerlicher und rechtlicher Gleichstellung der Frau mit Skepsis.

Konfessionelle Vereine wie der *Deutsch-Evangelische Frauenbund* oder der *Verein der heiligen Elisabeth* waren im Stadtbund ebenso vertreten wie überkonfessionelle Organisationen der freien Wohlfahrtspflege (*Hauspflege-Verein*), oder Berufsorganisationen (*Kaufmännischer Verband für weibliche Angestellte*); Bildungs- und Kulturvereine (*Verein für Frauenkleidung und Frauenkultur*, *Frauenklub 1910*) und vor allem aufklärerisch wirkende Vereinigungen politischer und sozialer Ausrichtung (*Internationale Abolitionistische Föderation*, *Deutscher Bund abstinenten Frauen*). Das ideelle Spektrum reichte von rechtskonservativer Prägung (*Frauendank 1914*, *Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft*) bis hin zu linksliberalen Haltungen (*Deutscher Staatsbürgerinnenverband*). Sozialistische oder kommunistische Organisationen waren im Stadtbund nicht vertreten, obgleich mit weiblichen Stadtverordneten dieser Richtungen Arbeitskontakte hergestellt wurden. Die Stellung der Frau in den Arbeiterparteien und -organisationen ist im übrigen ein Thema, das für Sachsen noch einer Aufarbeitung harret. Die Gründerinnen und auch die späteren Aktivistinnen des Stadtbundes waren hauptsächlich in den bürgerlich-liberalen Parteien wie der DDP (Else Ulich-Beil, Julie Salinger) und der DVP (Elsa Pechmann, Franziska Ohnesorge) verankert. Eine Ausnahme bildeten Katharina Scheven und Margarete Stegemann,



letztere ab 1926 im Vorstand, die beide der SPD angehörten und für diese Partei in die Stadtverordnetenversammlung einzogen.

Austritte von Vereinen waren kaum zu beobachten, was für die Qualität des Stadtbundes spricht und seine Fähigkeit, Differenzen auszuhalten. Kurz vor dem Höhepunkt der Inflation, 1921, mußten die *Vereinigung bibliothekarisch tätiger Frauen* und der *Frauen-Erwerbsverein*, letzterer nach 50jähriger verdienstvoller Tätigkeit für die Berufsbildung der Frauen und Mädchen, ihren Austritt infolge der Selbstauflösung erklären; der *Evangelische Arbeiterinnenverein* bat 1927 um eine Ermäßigung ihres Jahresbeitrages, da er sonst gezwungen sei, die Mitgliedschaft aufzukündigen.

Schon im Gründungsjahr begann sich die Vielfalt der Themen abzuzeichnen, die im Stadtbund wahrgenommen wurden und dessen Arbeit kontinuierlich bis ins Jahr der Auflösung hinein bestimmen sollten. Sie war den unterschiedlichen Betätigungsfeldern der 41 Vereine geschuldet, die ihm bei Gründung angehörten. Nur einmal noch – von den Kommunalen Frauenausschüssen nach Ende des Zweiten Weltkrieges – sollte eine solche Vielfalt wieder erreicht werden.

Schienen die Einrichtungen, die der Stadtbund in der Zeit seines Bestehens schuf, sich vor allem am Mittelstand bzw. dessen zunehmender Verarmung zu orientieren, so vermochte er in seiner konzeptionellen Arbeit, in seinen tatsächlichen Wirkungen darüber hinauszudeuten. Ob der Stadtbund die Verwirklichung der Pflichtfortbildung für Mädchen einforderte, die Errichtung einer *Werkoberschule* mit polytechnischer Prägung vorbereitete (analog des Modells der *Versuchsschule*, wie sie in Dresden am Georgplatz seit 1920 existierte), Schul- und Lehrplanreformen und weibliche Leitung sowohl an diesen Ausbildungsstätten als auch in der städtischen Verwaltung selbst ... Ob er sich um Anstellung der Schulpflegerinnen bemühte, die gerechte Besoldung von Sozialbeamtinnen, die rechtliche Gleichstellung unehelicher Kinder, und für die notwendigen Gesetzesänderungen auch die Entwürfe lieferte ... Ob er gegen die Folgen der Demobilisierung protestierte, die spätere Personalabbauverordnung, oder gegen die Schließung städtischer Mütterheime und Lehranstalten ... Oder ob er sich um die Einrichtung von Kinderlesestuben, Jugendherbergen, Mütterkursen, Sexualaufklärung, kostenlose Rechtsberatung kümmerte – immer vermochte der Stadtbund einen nachhaltigen Einfluß auf das Leben in der Stadt auszuüben. Dies war auch dem Umstand geschuldet, daß viele der maßgeblichen Vereins-

**„Notschutz“**

**Gemeinnützige Verkaufsvermittlung  
für Wertgegenstände**  
(Gold, Silber, Glas, Porzellan, Wäsche, Teppiche usw.)  
**aus Privatbesitz**

**Stadtbund  
der Dresdener Frauenvereine**

**Dresden-A.1  
Kreuzstraße 19<sup>L</sup>**  
(gegenüber dem Rathaus)

**Geöffnet 9<sup>30</sup> bis 15<sup>30</sup>, Sonnabends 9<sup>30</sup> bis 15 Uhr**

Plakat »Notschutz«



frauen zugleich in den politischen Gremien der Stadt oder des Landes präsent waren. Viele der Frauen verfügten über eine akademische Bildung, sie waren als Lehrerinnen, Schulleiterinnen, Juristinnen berufstätig.

Die konzeptionelle Arbeit war geprägt von den neuen Wirkungsmöglichkeiten einerseits (erweiterte Schulbildung, neue Berufsbilder, Jugendarbeit), andererseits läßt sich nicht verkennen, daß die tradierte Frauenrolle, die ausschließliche Orientierung der jungen Frau auf ihre Verantwortlichkeit für Familie und Erziehung grundsätzlich nicht in Frage gestellt wurde. Genauer gesehen entpuppte sich diese Festschreibung eines Rollenverständnisses als Doppelbelastung und Selbstaussbeutung. Dennoch, ein Projekt des Stadtbundes wie die 1929 eröffnete *Eheberatungsstelle* vermochte nicht nur Wogen zu glätten; die gewonnenen Erfahrungen und das statistische Material der Beratungen, die vor der Gründung der Beratungsstelle sukzessive schon durch den Rechtsschutzverein für Frauen geleistet wurden, lieferten den Frauen auch die Argumente für eine rechtliche Gleichstellung der Frau in der Ehe. Vielleicht zog auch deshalb diese Initiative zunächst den Unwillen des Stadtrates auf sich.

Bis in die zweite Hälfte der 20er Jahre hinein schlossen sich nach und nach die Berufsorganisationen der Frauen und die Frauengruppen gemischter Berufsverbände und Gewerkschaften (*Gewerkschaftsbund der Angestellten* oder die Ortsgruppe Dresden des *Bundes Deutscher Ärztinnen*) dem Stadtbund an. Fragen weiblicher Erwerbstätigkeit und ihrer Bedingungen waren schon immer im Stadtbund thematisiert worden, von der Hebammenbestellung über die weibliche Präsenz im städtischen Arbeitsamt bis hin zur Besoldung von Tänzerinnen. Nun bildete er in Abstimmung mit dem LSF im November 1928 *eine Arbeitsgemeinschaft der Frauenberufsverbände*, in der gezielt über Arbeitsschutzgesetze, die Gestaltung der Arbeitsbedingungen beraten und gemeinsame Aktionen gegen den Stellenabbau und ungerechte Entlohnung geplant werden konnten. Eine Zusammenarbeit, die in der Protestversammlung gegen die Entbeamtung der Frau im Künstlerhaus Loschwitz Ende 1932 gipfelte. Dabei orientierte sich die Arbeitsgemeinschaft auch an Modellen außerhalb ihres Wirkungskreises, z. B. einer kritischen Untersuchung über die Betriebswohlfahrtspflege in nordamerikanischen Fabriken. In einer relativ kurzen Zeit vermochte sich im Stadtbund mit den Berufsorganisationen auch das Spektrum weiblicher Berufstätigkeit zu entfalten und öffentlich zu machen.

Ein Problem, dessen sich vorrangig Frauen annahmen, war die Wohnungsnot nach dem Krieg. Vielleicht war es der *Dresdner Hausfrauenbund* mit seinem Arbeitsausschuß *Untervermietende Frauen*, der diese Thematik in den Stadtbund einbrachte. Sowohl von diesem als auch vom Stadtbund wurden Vorträge zur Wohnungsfrage organisiert, waren es doch vor allem Frauen, die aus wirtschaftlicher Not Teile ihrer Wohnungen vermieteten. *Die gesundheitlichen und sittlichen Schäden der Wohnungsnot* (Vortrag von Frau Dr. med. Pflugbeil, 1925) standen zunächst im Mittelpunkt des Interesses. Über frauengerechtes Bauen wurde diskutiert, über Mitwirkungsmöglichkeiten schon bei der Planung der Bauten und über optimale Wohnbedingungen für alleinstehende bzw. alleinerziehende Frauen. Ein Ortsverein der *Stiftung Frauenwohnungshilfe*, einer Bauspargenossenschaft nicht unähnlich, begann sich 1926 mit Unterstützung des Stadtbundes in Dresden zu etablieren, sie sollte den Bau von Kleinwohnungen auf der Grundlage von Darlehen fördern. Da diese Stiftung landesweit zu wirken gedachte, wurde die Wohnungsfrage



auch zum Verbandsthema des LSF für die Jahre 1926/27 erhoben. Die *Frauenwohnungshilfe* unterstand der Aufsicht des Arbeits- und Wohlfahrtsministeriums, auf öffentliche Baubeihilfen konnte trotz der Spareinlagen nicht verzichtet werden. Allerdings ist bis heute nicht bekannt, wo in Dresden der von dieser Stiftung geförderte Wohnungsbau stattfand.

Die vom Stadtbund betriebene *Vermittlungsstelle für Wertgegenstände aus Privatbesitz* »Notschutz« und die *Freitischhilfe* können als klassische Mittelstandshilfen bezeichnet werden, sie existierten in Varianten in vielen Städten, z. B. in Köln, Stuttgart oder Leipzig, in letzterer unter dem Namen *Mittelstandshilfe GmbH*. Schon im Gründungsjahr des *Notschutzes*, 1923, holte der Bürgermeister einer kleinen sächsischen Gemeinde Erkundigungen beim Stadtbund über den Charakter der Verkaufsstelle ein, sie sollte ihm als Vorbild für eine im eigenen Städtchen zu errichtende Mittelstandshilfe dienen. Der *Notschutz* hatte seinen Sitz im ersten Stock der Kreuzstraße 19. Die Einrichtung ermöglichte

den infolge von Inflation, Geldverknappung und der 1929 einsetzenden Rezession oft aller Mittel entblößten bürgerlichen Frauen ein Überleben. Sie vermittelte beinahe zum Selbstkostenpreis, und aus diesem Grunde vermochte sich die Verkaufsstelle kaum selbst zu tragen, eine Angestellte (über viele Jahre betreuten Laura Eisold und Elsa Haubold die Einrichtung), und der Ladenraum mußten bezahlt, Mieterhöhungen ausgeglichen werden. Spendenaufrufe wurden vom Stadtbund veröffentlicht und Benefizveranstaltungen organisiert, wie z. B. jene Abendgala, die im Dezember 1931 im Festsaal des Rathauses stattfand, bei der auch die Mitglieder des Mozart-Vereins und Erna Berger *zum Besten des Notschutzes* musizierten. Kleinunternehmer wie das Kohlenkontor Skuthan, Eisold & Rothe leisteten Hilfe durch unentgeltliche Kohlenlieferungen.

Die Einrichtung konnte bis zur Auflösung des Stadtbundes gehalten werden. Um die beabsichtigte Übernahme durch eine andere Wohlfahrtseinrichtung zu sichern (der *Stadtverein für Innere Mission* hatte zunächst Interesse bekundet, lehnte aber später wegen *dringender neuer missionarischer Aufgaben* ab), arbeiteten die Frauen vom Vorstand und der in Auflösung begriffenen Mitgliedsvereine bis November 1933 erfolgreich daran, den Notschutz schuldenfrei zu machen – allein die neuen Machthaber zeigten kein Interesse am Fortbestand dieser Institution. Die letzte



Elfriede Lohse-Wächtler,  
Selbstporträt um 1925



Vorsitzende des Stadtbundes, Elisabeth Müller, schrieb 1934: »Die NS-Volkswohlfahrt übernahm die Verkaufsstelle, aber nur mit dem Ziele, sie letztendlich aufzulösen.«<sup>3)</sup>

Die *Freitischhilfe*, 1923 geschaffen, versuchte ebenfalls, eine Antwort auf die Verarmung der Mittelschichten zu geben. Freitischhilfe zu bekommen hieß, entweder als *Tischgast* an die Tafeln wohlhabender BürgerInnen vermittelt zu werden, oder Essensmarken ausgehändigt zu bekommen, die in einer der *Weißten Schleifen* (Gaststätten des Frauenvereins für alkoholfreie Kultur, z. B. in der Winckelmann- und Sidonienstraße), den von verschiedenen Vereinen betriebenen *Volksküchen* (Waisenhausstraße) oder in Vertragsgaststätten, wie der *Ersten Dresdner Fischbrät-küche* am Neumarkt, eingelöst werden konnten. Eine Dauerkarte kostete 4 Mark und umfaßte elf Mahlzeiten. Gefördert wurde auch die Essensabgabe von Familie zu Familie.

Ein Beispiel soll zeigen, nach welchen Kriterien die Bedürftigen ausgesucht und vermittelt wurden. Vom Rat der Stadt Dresden, Wohlfahrtsamt, erging am 22. Dezember 1931 ein Schreiben an den Stadtbund: »Streng vertraulich! Auskunft über Minna getrenntlebende Großkopf, geb. Berger, geboren am 16.10.1868 in Tharandt, wohnhaft Burgkstr. 21 I. Frau G. erhält keine Unterstützung. Sie zahlt monatlich 42,50 RM Miete und nimmt durch Vermietung an zwei Untermieter wöchentlich je 6,- RM ein. Einen dritten Untermieter nimmt Frau G. am 1.1.1932 auf, der pro Woche 5,- RM zahlen soll. Die Gesuchstellerin schlägt sich mühsam durchs Leben und erhält von Bekannten hin und wieder Butter und Brot. Im Oktober, November und Dezember hat sie jetzt 20,- RM Mietbeihilfe erhalten. Sie ist bedürftig und würdig für die private Wohltätigkeit./An die Freimaurerloge zum Goldenen Apfel/ An den Zweigverein vom Roten Kreuz Dresden/An den Stadtbund Dresdner Frauenvereine.«<sup>4)</sup> Anderen blieben nach allen Abzügen, so wird berichtet, nur acht bis zehn Mark für Essen, Kleidung und Heizung. Im Jahre 1931 erhielten ca. 200 Personen eine längerwährende Unterstützung und wurden allein an schwer Notleidende über 8000 Portionen Mittagessen verteilt. Die *Freitischhilfe* vermochte sich nur durch ehrenamtliches Engagement und Spendenbereitschaft zu realisieren. Im Juni 1933 wurde sie aufgelöst.

Die Speisemarken konnten auch in der alkoholfreien und auf Reformkost orientierten Gaststätte *Die Neuzeitliche* umgesetzt werden, die der Stadtbund in Zusammenarbeit mit dem *Verein für alkoholfreie Kultur* im Hygiene-Museum installiert hatte. Die Einrichtung wurde anlässlich der Internationalen Hygiene-Ausstellung 1930 eröffnet und im Folgejahr als *vorbildlich* von der Stadt prämiert. Sie konnte über den Zeitraum der Ausstellung hinaus betrieben werden, es wurde für gesunde Ernährung, Vollwertkost und gärungsfreie Obstvermostung geworben.

Trotz der Vielzahl der angeschlossenen Vereinigungen und des hohen Maßes an Verantwortungsdruck mußte der Stadtbund, ebenso wie LSF und BDF, mit kargen Haushaltsmitteln auskommen, die repräsentative Ausgaben kaum zuließen. Der Stadtbund verfügte nur über ein Büro, das zunächst in der Waisenhausstraße 22 ein Obdach gefunden hatte, in jenem Hause, in dem Frau Dr. Schurigs Soziale Frauenkurse stattfanden. Später wurde die Geschäftsstelle in die Eliasstraße 22 verlegt. Für Vorträge und Versammlungen waren die Frauen auf andere Räume angewiesen. Sie mieteten den Vereinssaal in der Winckelmannstraße oder die Aula des Mädchen-Gymnasiums Weintraubenstraße bzw. der Mittelschule Louisenstraße an.

Eingehende Spenden wurden zumeist nicht zur Absicherung der Verwaltung, sondern für die Projekte selbst verwendet. Das, was die Vorstandsfrauen als Unkosten gegenüber der Schatzmei-



sterin in Rechnung stellten, entsprach oft nicht dem Umfang der tatsächlichen Ausgaben. Selbstausbeutung prägte daher im hohen Maße das Vereinsleben. Das überschritt gar die kritische Grenze, wenn sich Staat und Kommune aus der Verantwortung für die von den Freien Trägern vertretenen öffentlichen Angelegenheiten zurückzuziehen gedachten. Oberbürgermeister Dr. Külz z. B. antwortete auf die 1931 verabschiedete Resolution der Frauenverbände zum Bestand der Wohlfahrtseinrichtungen, denen die Mittel gekürzt werden sollten: »Ich bin ... überzeugt, daß die in Dresden so oft bewährte private Wohltätigkeit die Erhaltung der bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen ermöglichen wird.«<sup>5)</sup> Im gleichen Jahr sollten weitere städtische Einrichtungen geschlossen werden.

Der Stadtbund verfügte über einen jährlichen Haushalt von rund eintausend Mark. Ein Kassenbericht über die Jahre 1928 bis 1930 weist anfangs einen Bestand von 215,43 Mark aus, Einnahmen in diesem Zeitraum: 902,50 Mark, Ausgaben: 749,17 Mark, wobei das Gros für Veranstaltungen, Honorare und Werbemittel verausgabt wurde; das Guthaben 1930 betrug 368,80 Mark.<sup>6)</sup> Drei Jahre vorher mußte der Stadtbund seinen Austritt aus dem BDF erwägen, weil er nicht mehr den Mitgliedsbeitrag begleichen konnte (für die Mitgliedschaft im BDF waren 80 Mark, für die im Landesverband noch einmal 30 Mark Jahresbeitrag zu entrichten). – Dennoch wurde auch diesmal ungebrochen die Arbeit fortgeführt. Die Frauen sparen an Reisekosten, Teilnehmergebühren ..., indem Veranstaltungen von Vorstands- bzw. Vereinsmitgliedern in Personalunion wahrgenommen werden.

Mit der Machtübernahme der Nazis im Januar 1933 wurden neben den Parteien zunächst die Berufsverbände und wenig später die anderen Vereinigungen dem *Gleichschaltungsgesetz* unterworfen. Für die Frauenorganisationen bedeutete dies zumeist das Ende, und somit sah sich auch der Stadtbund Dresdner Frauenvereine im Mai des Jahres zur Auflösung gezwungen.

### Quellen

- 1) Einladungen zu Versammlungen des Stadtbundes 1925/26. In: Stadtbund der Dresdner Frauenvereine, Aktenst. 5, Bl. 382 ff.
- 2) Flugblatt zur Öffentlichen Versammlung. In: Stadtbund a.a.O., Aktenst. 11, Bl. 39
- 3) Handschriftliche Notiz von Elisabeth Müller, Dez. 1934. In: Stadtbund a.a.O., Aktenst. 19, Bl. 3
- 4) Schreiben vom Rat der Stadt. In: Stadtbund, a.a.O., Aktenst. 23, Bl. 4–6
- 5) Antwortschreiben des OBM Dr. Külz auf eine Eingabe des Stadtbundes. In: Stadtbund a.a.O., Aktenst. 21, Bl. 29
- 6) Kassenbericht auf die Jahre 1928–1930. In: Stadtbund a.a.O., Aktenst. 31, Bl. 132



## »Glaube und Schönheit« – Frauen in Dresden in der NS-Zeit

### Grundsituation 1933–1945

»Das ... ist das Bekenntnis des Nationalsozialismus zur Frau, daß in ihrem Schoße die Zukunft des Volkes ruht«. Mit diesen Worten, die Frauen zu Müttern und Erzieherinnen reduzierten, umreißt die Referentin für Frauenfragen, Paula Siber von Groote, 1933 den ideologischen Hauptaspekt von Frauen im Nationalsozialismus. Für die weibliche deutsche, nicht jüdische und nicht behinderte Bevölkerung wurde seit 1933 ein Frauenideal propagiert, nach welchem sie vorzugsweise als Gebärende dem »Volk« dienen sollten – mit weniger euphemistischen Worten: Frauen hatten als Rasse- beziehungsweise Wirtschaftsfaktoren, mit sich ändernden Prioritäten, zu fungieren. Mehr als 75 Prozent der als »arisch« eingestuften Familien mit höherem Lebens- und Bildungsniveau lehnten allerdings das neue Familienmodell ab, wonach vier Kinder pro Ehe für das demographische Gleichgewicht des Staates, der eine Fortpflanzung »Minderwertiger« unterbinden wollte, erforderlich seien.<sup>1)</sup> Noch 1940 wurde im Dresdner Jahrbuch bedauert, daß die Geburtenrate der Stadt in den sieben Jahren NS-Herrschaft nicht wunschgemäß gestiegen sei: »Die Dresdner Durchschnittsfamilie ist zu klein. ›...‹ Um den gegenwärtigen Einwohnerstand zu halten, braucht Dresden jährlich 10 500 Geburten ›...‹ dennoch ›...‹ fehlten im bisherigen Bestjahre 1938 bei rund 8500 Geburten immer noch 2000.«<sup>2)</sup> Von der relativ hohen Akzeptanz der neuen Ehepolitik zeugt die am 11. März 1934 von den Leo-Werken Dresden veranstalteten Massentrauung von 68 Paaren, deren Bräute ihren Platz in der Chlorodont-Produktion gegen Ehe und Hausfrauendasein vertauschten. Im Rahmen der »Doppelverdienerkampagne« sollten ihre Arbeitsstellen männlichen Erwerbslosen überlassen werden. Der Anreiz für diese Masseninszenierung war wohl in der Ehestandshilfe zu finden, die 300 RM betrug, sowie darin, daß die Kosten der Feier und die Ausrichtung des Mahls im Ausstellungspalast in den Händen des Betriebes lagen.<sup>3)</sup>

Auf der anderen Seite bestand seit dem Sommer 1936 in Dresden die erste »Ehevermittlungsstelle für Erbkrankte und Unfruchtbare« in Deutschland. Sie bildete eine Abteilung des Rassenpolitischen Amtes der Gauleitung Sachsen und sollte Menschen, »die durch das Ehegesundheitsgesetz in ihren freien Entschlüssen behindert sind, ›...‹ dennoch ›...‹ dem Glück der ehelichen Gemeinschaft« zuführen.<sup>4)</sup> Voraussetzung dieses »Glückes« waren Registrierung und mitunter Zwangssterilisation.<sup>5)</sup>

Parallel zur Propagierung des Mutter-Ideals erfolgte in den ersten Jahren des nationalsozialistischen Regimes der Versuch der Verdrängung von Frauen aus den Betrieben und dem Er-





Trautung von 70 Brautpaaren in der Frauenkirche, 1934 (Filmbild)

werbsleben. Da aber ein Teil der Frauen als billigere Arbeitskräfte gebraucht wurde, erlaubte man Konzessionen an die weiblichen Berufstätigen.<sup>6)</sup> Denn weder die Wirtschaft noch die Behörden wollten auf die billigeren weiblichen Arbeitskräfte verzichten. Wahrscheinlich deshalb trat ein umfassendes Gesetz zur Einschränkung der Frauenarbeit, dessen Entwurf bald nach der »Machtergreifung« ausgearbeitet wurde, niemals in Kraft. Allein eine massive Propaganda sollte Frauen zur Aufgabe ihres Arbeitsplatzes bewegen. Die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht im März 1935 und das Inkrafttreten des »Vierjahrplanes« im Oktober 1936 brachten besonders für jüngere Frauen eine Wende. Denn allein zur Ersetzung der Männer in Landwirtschaft und Industrie wurde eine massive Wiedereinstellung von zunächst vor allem ledigen Frauen unumgänglich. 1938 war aus dem ehemaligen Freiwilligen Arbeitsdienst der Weimarer Republik zur Überwindung der Arbeitslosigkeit das Mädchenpflichtjahr geworden. Ab 1941 wurden nach einem Befehl Hitlers die sogenannten Arbeitsmädchen neben der Krankenpflege, Kinderbetreuung, Haus- und Landwirtschaft auch in der Wehrmacht und verschiedenen staatlichen Behörden eingesetzt.<sup>7)</sup> Insgesamt arbeiteten 1941 bereits sechs Millionen Frauen in der Rüstungsindustrie und im sechsmonatigen Kriegshilfsdienst als »Blitzmädel«, das heißt als Nachrichtenhelferinnen. Bereits 1940 waren 445 Dresdner Frauen an der Errichtung von Lagern für »rückgeführte Volksdeutsche« beteiligt, weitere Frauen, vor allem der NS-Frauenschaft, mußten als Nachbarschaftshelferinnen oder Näherinnen für das Winterhilfswerk arbeiten.



Sogar als Blutspenderinnen meldeten sich zahlreiche Dresdnerinnen, nachdem vorübergehend in Dresden stationierte Truppenteile um diese Unterstützung gebeten hatten. Weitere 1130 Frauen waren im Bahnhofsdiens eingesetzt, und 5290 Frauen leisteten Erntehilfe oder halfen in Konservenfabriken.<sup>8)</sup> Die »totale Mobilmachung« seit Februar 1943 bedeutete zugleich eine Arbeitspflicht für Frauen von 17 bis 45 Jahren, ab 1944 bis zu 50 Jahren. Während die zivile Produktion in den letzten Kriegsmonaten weiter zurückging, wurden Arbeitszeit und Altersspektrum der in der Rüstungsindustrie eingesetzten Frauen weiter ausgedehnt.<sup>9)</sup>

Im Sinn der totalitären Belegung aller Lebensbereiche mit ideologischen Inhalten des Nationalsozialismus erfolgte auch die Einwirkung auf die Mädchenerziehung und Universitätsbildung, beziehungsweise der Einfluß auf die Zugangszahl weiblicher Studenten an den Universitäten. Frauen hatten bis 1933 bereits seit Jahrzehnten öffentlich um ihre Position in der Wissenschaft gekämpft, sie waren mehr und mehr in die öffentliche Produktion und in das öffentliche Leben getreten. Nun bedeutete seit Beginn des Nationalsozialismus die Einführung eines Numerus clausus an den Hochschulen des Reiches durch das »Gesetz gegen Überfüllung der deutschen Schulen und Hochschulen« vom 25. April 1933 und mit Verordnung vom 28. Dezember 1933 ein neues, allerdings nicht vollkommen durchsetzbares Element, das mit einer fächerübergreifenden Quotierung von zehn Prozent der jährlich zugelassenen 15 000 Neuimmatrikulationen nicht nur jüdische Studentinnen traf, sondern auch die »arischen« Abiturientinnen.<sup>10)</sup> Der weibliche Studentenanteil 1938/39 betrug laut Jahrbuch der NS-Frauenschaft 11,2 Prozent.<sup>11)</sup> Nach dem Ausbruch des Krieges stieg der Frauenanteil an der TU Dresden mangels männlichen Nachwuchses auf fast 50 Prozent im Wintersemester 1943/44. Im Sommersemester 1942 studierten 225 Frauen als reguläre Studentinnen neben 1197 Studenten, von denen allerdings 866 an der Front kämpfen mußten.<sup>12)</sup> Es mußten zwar soziale Betätigungen nachgewiesen werden, um den Verdacht zu zerstreuen, daß man die nationalsozialistische Frauenpolitik unterlaufen könne.<sup>13)</sup> Aber dieses relativ hohe und durchsetzbare Interesse junger Frauen an den Lehrinhalten der Hochschulen zeigt auch, daß die von Parteifunktionären und nationalsozialistischer Propaganda besonders während der ersten Jahre wiederholt betonten konservativen Rollenzuweisungen auf die familiäre Berufung der Frau differenziert aufzunehmen und nicht konsequent durchzusetzen waren.

### Frauen und Mädchen in der NS-Bewegung

Die Dresdner Frauenvereine, als deren größter und wohl auch einflußreichster der Stadtbund der Frauenvereine galt, wurden 1933 aufgelöst und zu großen Teilen in das Deutsche Frauenwerk überführt.<sup>14)</sup> Dort begann die Organisation eines politischen und kulturellen Lebens, das durch Schulungen, Arbeitsorganisation und soziale Betreuung immer mehr bis dahin nicht organisierte Frauen erfaßte. Die meisten Frauen in führenden Positionen des Frauenwerkes wurden von der NS-Frauenschaft gestellt.<sup>15)</sup> Das evangelische Frauenwerk wurde im Jahr 1936 wegen des zu großen Einflusses der bekennenden Kirche aus dem Deutschen Frauenwerk ausgeschlossen.

Zur Reichsveranstaltung des BDM-Werkes »Glaube und Schönheit« am 22. Januar 1939 in Dresden umriß Reichsjugendführer Baldur von Schirach in plakativer Weise den propagierten



Frauentypus: gekennzeichnet durch Schönheit als Erbgut und durch Glaube, jene Kraft, die den Führer »beseelt und sein Volk erfüllt, wenn es auf ihn schaut«. <sup>16)</sup>

Schon 1933 fanden in Sachsen erste ideologische Schulungen für weibliches Führungspersonal der Frauenschaft und des BDM statt. Für Kulturwartinnen und Rednerinnen begann Anfang Juli 1933 der erste Schulungslehrgang in der Nationalsozialistischen Führerinnenschule Schloß Sachsenburg bei Frankenberg. <sup>17)</sup> Die vor allem politischen, rhetorischen und organisatorischen Veranstaltungen wurden außer für Kulturwartinnen und Rednerinnen auch für Leiterinnen von Kindergruppen und andere Leiterinnen abgehalten. Für die BDM-Vertreterinnen standen Gymnastik, Germanische Götterlehre und Kartenkunde im Mittelpunkt. <sup>18)</sup>

Die nationalsozialistische Schulpolitik beendete die in der Weimarer Republik ansatzweise durchgeführten reformerischen Bestrebungen, die auf mehr Selbständigkeit und Eigeninitiative der Schüler sowie partnerschaftliche Arbeitsformen zwischen Lehrern und Schülern abzielten. Gemeinschaftserziehung beider Geschlechter wurde nur in Ausnahmefällen erlaubt. Bereits die Richtlinien für die Volksschulerziehung drückten indirekt aus, daß das Schulwesen lediglich als Teil eines politischen Erziehungssystemes betrachtet wurde, in welchem ideologische Inhalte Vorrang vor traditionellen Bildungsvorstellungen hatten. <sup>19)</sup> Mädchen wurden besonders in den letzten zwei Volksschuljahren bereits auf die spätere Aufgabe als »Frau und Mutter« vorbereitet. Alle Lehrinhalte der Mädchenschulen sollten die »Natur des Weibes« berücksichtigen. So wurden 1937 Säuglingspflege, Hand- und Hausarbeit Pflichtfächer für alle Mädchen. An den Berufsschulen wurden Mädchen auf hauswirtschaftliche, soziale oder einfache handwerkliche Frauenberufe vorbereitet. Während des Pflichtjahres im Reichsarbeitsdienst mußten noch berufsschulpflichtige Mädchen die ländliche oder hauswirtschaftliche Schule besuchen. Ab 1939 gab es bereits eine Ferienarbeitspflicht für Schülerinnen vom 16. Lebensjahr an. <sup>20)</sup>

### Zwischen Konformität, zivilem Ungehorsam und Verweigerung

An ausgewählten Beispielen soll auf das breite Spektrum unterschiedlichen Verhaltens Dresdner Frauen gegenüber dem NS-System eingegangen werden. Die Dresdner Tänzerinnen Mary Wigman und Gret Palucca hatten nicht unwesentlichen Anteil an der Gleichschaltung und »Arisierung« des Tanzes in Deutschland und stützten auf diese Weise Goebbels' Kunstpolitik. Gret Palucca, die nach den nationalsozialistischen Rassegesetzen »Halbjüdin« war, stand unter einer Art Protektion der SS. <sup>1)</sup> Sie erhielt 1936 eine Sondergenehmigung von Hans Hinkel, die ihr sogenannte private Veranstaltungen ermöglichte. Goebbels ließ 1937 die Genehmigung überprüfen, änderte sie aber nicht, sondern bestätigte sie im Einvernehmen mit Hitler. <sup>22)</sup> Sie mußte zwar als »Halbjüdin« 1939 ihre Schule schließen, unternahm aber bis 1945 Tournées in Deutschland und im »neutralen« Ausland. Sie hörte erst auf zu tanzen, als die Bombardements das Reisen unmöglich machten. Wichtige Höhepunkte dieser Karrieren im Dritten Reich bildeten außer den Olympischen Spielen 1936 die Tanzfestspiele 1934 und 1935. In der Veröffentlichung zu den Festspielen erschienen Beiträge von Mary Wigman, Gret Palucca und vielen anderen, die sich alle mehr oder weniger deutlich zum Deutschen bzw. zu einem deutschen Aspekt im Tanz bekannten. <sup>23)</sup> Zu den Olympischen Spielen traten sowohl Wigman mit ihrer Gruppe als auch Palucca





Mary Wigman 1942, (Filmbild)

auf. Im Zusammenhang mit ihrer getanzten Philosophie wurden Wigman und Palucca 1937 zwar gerügt, da ihr Tanz als zu intellektuell empfunden wurde. Denn Wigman hatte versucht, eine nationalsozialistische Idealform des Tanzes zu erstellen, und die von ihr empfohlene Flucht in die Unwirklichkeit des »autonomen«, absoluten Tanzes war für die nationalsozialistischen Machthaber wenig akzeptabel. Aber Mary Wigman gab ihre Dresdner Schule erst 1942 an ihre nationalsozialistisch eifrigeren Mitarbeiter Hanns Hasting und Gretl Curth ab. Sie zog nach Leipzig und gab an der Hochschule für dramatische Kunst Gastkurse. Daß sie die Leitung der Tanzabteilung übernehme, lehnte die NSDAP Leipzig ab. Wigman wäre gern die Erste im deutschen Tanz, den sie schließlich kreiert hatte, gewesen. Sie verstand nie, warum die Nationalsozialisten ihr Angebot nicht annahmen, denn sie identifizierte sich weitgehend mit ihnen. Auch nach der Kapitulation verstand sie sich als Deutsche in einem durchaus nationalistischen Sinne und hielt an dieser Kategorie ihrer ästhetischen Identifikation fest.<sup>24)</sup>

Im Gegensatz zu diesen weitgehend systemkonformen Frauen suchten andere die kritische Auseinandersetzung mit dem NS-System. Widerstand war als organisierte Form durch die Verfolgung von KPD- und SPD-Mitgliedern weitestgehend ausgeschaltet worden. Gegen Kriegs-



ende lebte er zunehmend wieder auf. Ein Beispiel dafür ist die Desorganisation der Rüstungsproduktion im Goehlewerk Großenhainer Straße, wo 13 000 Frauen und Zwangsarbeiter Dienst zu leisten hatten.<sup>25)</sup> Doch schon wesentlich einfachere Handlungen hatten Auflösung, Verbot oder schmerzhaftes Strafen zur Folge. So war der Literarische Bund deutscher Frauen e. V. zwischen 1933 und 1944 tätig und organisierte Lesungen, die später die gebotene Meldepflicht unterliefen und als »Teenachmittage« in den Privatwohnungen der Schriftstellerinnen stattfanden. Ende 1944 wurde der Bund, als dessen Präsidentin die Schriftstellerin und Lehrerin Jeanne Berta Semmig fungierte, von der Gestapo aufgelöst, nachdem bei einer Zusammenkunft »mißliebige Lieder« gesungen worden waren.<sup>26)</sup>

Daß unbedachte Äußerungen über das NS-System tragische Schicksale auslösen konnten, zeigt der Fall einer fünfzigjährigen Arbeiterin aus Meißen im Jahr 1939. Sie war vor 1933 einige Jahre in der SPD sowie in dem proletarischen Freidenkerverband und hatte im Anschluß an ein zu Ehren von Hitlers 50. Geburtstag in Meißen veranstaltetes Feuerwerk gegenüber Arbeitskolleginnen anzügliche Bemerkungen über das Privatleben Hitlers gemacht.<sup>27)</sup> Nach Denunziation und Anklage wegen vorsätzlich unwahrer Behauptung, »die geeignet ist, das Ansehen des Führers und damit auch der gesamten Reichsregierung schwer zu schädigen« war für die Angeklagte eine empfindliche Verurteilung zu erwarten. Zur Hauptverhandlung im Januar 1940 kam es nicht mehr, da die Betroffene am Tag vorher gasvergiftet tot in ihrer Wohnung gefunden wurde. Auch andere Frauen gerieten wegen unterstellten oder tatsächlichen nichtkonformen Verhaltens in die Fänge der Justiz. Die Gründe dafür waren so zahlreich wie simpel: Das Nicht-Mitsingen des Horst-Wessel-Liedes beim Betriebsappell, Verweigerung des »deutschen Grußes« etc.<sup>28)</sup>

### Ein neues Frauenbild in der Werbung?

Nach der sogenannten Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 blieb das in den 1920er Jahren entwickelte Leitbild der arbeitenden und lebensfrohen »neuen Frau« mit Bubikopf, Lippenstift, Zigarette und modischer Kleidung weiterhin tragend. So konnten die Dresdner Lingner-Werke ihre Anzeigen-Serie »Im Tanzcafé« erfolgreich bis zu ihrem Umzug nach Berlin 1939 unverändert nachdrucken.<sup>29)</sup> Zum offiziell propagierten Frauenbild standen diese Werbe-Ikonen in einem unüberwindbaren Gegensatz, so daß man sich bemühte, diese »westlichen Frauenbilder« der Weimarer Republik, die Frauen außer dem Schminken und Rauchen auch das Flirten zugestanden hatten, verschwinden zu lassen und ihnen das althergebrachte Bild der Hausfrau und Mutter in einer Art bäuerlichen Tracht entgegenzusetzen. So wurde zwischen 1933 und 1945 ein eher biederer, retrovertierter Werbestil angestrebt, der zwar in der Propaganda »die neue Frau« präsentieren sollte, aber in der Ikonographie wesentlich an die von Hitler bevorzugten realistischen Werke des späten 19. Jahrhunderts anknüpfte. Der abgebildete Frauentyp wurde mütterlicher und war oft blond und blauäugig. Die zu dieser Thematik vom Deutschen Hygiene-Museum erarbeitete Wanderausstellung »Gesunde Frau – Gesundes Volk« propagierte die natürliche Lebensführung der Mütter: weder Puder noch Lippenstift solle sie auflegen.<sup>30)</sup> Das Ziel der Mädchenerziehung im BDM hieß »rein bleiben und reif werden«. An dem Motto für das Jahr 1939 »Ihr habt die Pflicht, gesund zu sein!« wird deutlich, welchen Stellenwert die na-



tionalsozialistischen Machthaber der Volksgesundheit beimaßen. Die Kehrseite dieser ideologischen Vereinnahmung des gesunden Körpers war die Vernichtung des Kranken unter der verschleiern den Bezeichnung Eugenik.

### Anmerkungen

- 1) Rita R. Thalmann, Zwischen Mutterkreuz und Rüstungsbetrieb: Zur Rolle der Frau im Dritten Reich, in: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke (Hg.), Deutschland 1933–1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft, Schriftenreihe Studien zur Geschichte und Politik, Bd. 314, Bonn 1993, S. 198–217.
- 2) Dresdner Jahrbuch 1942, S. 57 u. S. 86.
- 3) Christian Borchert, Peter Gehrlich, Dresden. Flug in die Vergangenheit. Bilder aus Dokumentarfilmen 1910–1949, Dresden 1993, S. 21.
- 4) Dresdner Nachrichten (Morgenausg.), 26. Jan. 1941, S. 6.
- 5) Gem. den Gesetzen z. Zwangssterilisierg. z. »Verhinderung erbkranken Nachwuchses« (1933), der Gesetzesverschärfg. z. Zwangsabtreibg. »aus eugen. Gründen« bis z. 6. Mon. (1934) u. den Nürnb. Gesetzen, die u. a. zur Heirat ein »Ehetaugl.-Zeugnis« notw. machten, das die »rass. Gesundheit« bescheinigte (1935). Vgl.: Una Giesecke, Jayne-Ann Igel, Von Maria bis Mary. Frauengeschichten aus der Dresdner Neustadt, Dresden 1998.
- 6) Dorothee Kliensiek, Die Frau im NS-Staat, in: Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Nr. 44, Stuttgart 1982.
- 7) Ursula von Gersdorff, Frauen im Kriegsdienst 1914–1945, hg. v. Militärgeschichtl. Forschungsamt, Stuttgart 1969, S. 339.
- 8) Dresdner Anzeiger (Morgenausg.), 30. Dez. 1940, S. 5.
- 9) Landeshauptstadt Dresden, Gleichstellungsstelle/Frauenbüro (Hg.), Frauen in Dresden – Dokumente, Geschichten, Porträts, Dresden 1994, S. 125 f.
- 10) Vgl.: Thalmann, Mutterkreuz und Rüstungsbetrieb.
- 11) Ulrich Hofmann, Frauenarbeit im Nationalsozialismus, Marburg 1994, S. 21.
- 12) Matthias Lienert, Die Studenten der Technischen Hochschule Dresden unter dem Nationalsozialismus, in: Dresdner Geschichtsverein e. V. (Hg.), Dresden 1933–1945. Zwischen Verblendung und Angst, Dresdner Hefte, II. Jg., H. 35, 3/93, S. 64 f.
- 13) Ute Benz (Hg.), Frauen im Nationalsozialismus. Dokumente und Zeugnisse, München 1993, S. 195 f.
- 14) Landeshauptstadt Dresden, Frauen in Dresden.
- 15) Ebd.
- 16) Ebd.
- 17) Der Freiheitskampf, 15./16. Juli 1933.
- 18) Ebd.
- 19) Perchinig, Weiblichkeit im Terrorzusammenhang, S. 64–68.
- 20) Giesecke, Von Maria bis Mary.
- 21) Palucca tanzt, in: Das Schwarze Korps, Juni 1936.
- 22) Lilian Karina, Marion Kant, Tanz unterm Hakenkreuz. Eine Dokumentation, Berlin 1996, S. 202.
- 23) Rudolf von Laban, Die deutsche Tanzbühne, in: Deutsche Tanzfestspiele 1934.
- 24) Karina, Tanz unterm Hakenkreuz.
- 25) Landeshauptstadt Dresden, Frauen in Dresden, S. 126.
- 26) Norbert Weiß, Jens Wonneberger, Dichter, Denker, Literaten aus sechs Jahrhunderten in Dresden, Dresden 1997.
- 27) Manfred Zeidler, Das Sondergericht Freiberg. Zu Justiz und Repression in Sachsen 1933–1940, Dresden 1998, S. 46.
- 28) Ebd.
- 29) Sabine Vogel, Reiner Atem, frischer Kuß – Aspekte deutscher Reinlichkeit, in: Martin Roth u. a. (Hg.), In aller Munde. Einhundert Jahre Odol, Bonn 1993, S. III.
- 30) Katalog der Ausstellung »Gesunde Frau, gesundes Volk«, Köln 1933.



---

 KARLA SCHARF

## Die Ankunft der Musen im Alltag. – Dresdner Malerinnen der fünfziger und sechziger Jahre

---

Das Interesse an Erkundung und Erforschung ostdeutscher Vergangenheit ist groß und wird gegenwärtig intensiver untersucht als die Geschichte der BRD. Bücher, Dokumente und Ausstellungen zeugen vom Fleiß der Forscher und von der Schwierigkeit im Umgang mit ostdeutscher Lebensgeschichte. Die vorliegende Studie beschäftigt sich mit der Lebenssituation von Frauen in der frühen DDR, speziell von Dresdner Malerinnen. Es war eine Generation, noch stark geprägt von der Katastrophe des Krieges. Wie viele Frauen in der Nachkriegszeit waren Witwen, trauernde Mütter, Trümmerfrauen, die das Notwendigste tun mußten, um zu leben und die große Hoffnung hatten, mit der Beseitigung der Trümmer den Weg für neue gesellschaftliche Aufbrüche frei zu räumen. In der Nachkriegszeit wurde die Arbeit der Frauen gebraucht und politisch sanktioniert. Mit Gründung der DDR war verfassungsmäßig das Recht auf Arbeit und gleichen Lohn, Recht auf Bildung, der staatliche Schutz von Mutterschaft festgeschrieben. Im BGB wurde am 1. Januar 1900 gesetzlich das Leitbild der Hausfrauenehe niedergeschrieben, das erst 1977 auf dem Papier dahingehend eine Änderung erfuhr, als Erziehungsfragen, Erziehungsurlaub und Haushaltführung im gegenseitigen Einvernehmen geschehen und Mann wie Frau zur Erwerbstätigkeit berechtigt. In der Literatur als Fakten genannt: 91 Prozent der Frauen Ost standen in Lohn und Brot gegenüber 57 Prozent in der BRD (neun Jahre nach der Wende sind es 55 Prozent im Osten). Leicht war es nicht, dem Frauenbild der DDR zu entsprechen, Berufsarbeit und Mutterschaft gleichwertig miteinander zu verbinden. Fast alle häusliche Pflicht blieb an den Frauen hängen, das waren pro Woche über vierzig Stunden Hausarbeit, die als zweite Schicht geleistet wurde. Für viele brachte das eine spürbare Überforderung und verständlicherweise den Wunsch nach Halbtagsarbeit oder Arbeitsunterbechung, für Frauen in kreativen Berufen oftmals auch eine Entscheidung gegen die Ehe. Ein ganz sensibler Bereich, den der Staat durch eine Reihe sozialer Maßnahmen zu lindern versuchte. Zum Bild der DDR-Frau gehörte auch ihre Teilnahme am öffentlichen Leben, sie war in Parteien, in der Gewerkschaft, im DFD, in kommunalen Einrichtungen vertreten. Ihre Arbeit wurde oft als kompetent eingeschätzt, gleichwohl: In Politik, Wirtschaft und Wissenschaft hat »Er« das Sagen. In der Satzung der zweihundertjährigen Dresdner Akademie taucht erst 1919 der lapidare Satz auf: Damen werden grundsätzlich zugelassen, nicht nur als Modell, sondern als Akteur. In der Geschichte der Akademie werden wir trotzdem nur vier Namen von Professorinnen finden:





Irmgard Uhlig, Enttrümmerung, Aquarell 1948

Lea Grundig und Jutta Damme in den sechziger, Elke Hopfe und Ursula Sax in den neunziger Jahren.

Wenden wir uns solchen Frauen zu, die zu Beginn der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ihren Weg als Künstlerinnen in Dresden fanden. Im Vordergrund steht dabei nicht die Werkanalyse, sondern die Frage nach dem sozial-geistigen Umfeld, das den Weg der Frauen zur Kunst hemmte oder förderte. Grundlage der Untersuchung sind 1998 durchgeführte Recherchen zur Lebensgeschichte von 13 Dresdner Künstlerinnen.<sup>1)</sup> Die meisten Frauen wurden in Dresden und Umgebung geboren, die ältesten von ihnen sind Jahrgang 1910, 1917, 1924 bis 1935, die jüngsten 1940 bis 1945. Einige erlebten in ihrer Kindheit noch die Weimarer Republik, die meisten den Faschismus, alle die Bombennächte, wo Menschen und Häuser verbrennen, Hoffnungen und Träume vernichtet werden. Die Trümmer stehen für ein prägendes Erschauern, das innerlich über Jahre verarbeitet und seelisch abgetragen werden mußte, auf andere Art

symbolisiert durch die Enttrümmerung der Stadt. »Ich sehe heute noch einbrechende Wände und verkohlte Menschen, den Geruch verbrannter Sachen habe ich heute noch nicht vergessen. Ich glaube, damit haben auch meine verwickelten Figuren etwas zu tun, Menschen in einer Hülle zu sehen, auch wenn ich Akt male oder einen schwarzen Körper erarbeite, steigen die Bilder aus den Kriegsnächten auf. Ich wurde nicht verrückt davon, ich fand irgendwie einen emotionalen Ausweg, konnte nichts Entsetzliches mehr malen«. (G. L.) Während die einen aus dem Entsetzen heraus keine Trümmer mehr zeichnen können, halten sie andere für die Nachwelt in ihren Bildern fest. »Ich malte Schornsteine, Häuserecken, Trümmerfrauen auf dem Rathausurm und blühendes Unkraut zwischen den Ruinen, für mich ein Stück Hoffnung.« (I. U.)

Alles war kaputt, 70 Prozent der Akademie zerstört, es gab keine Malgeschäfte, wo man sich Papier, Leinwand oder Farbe kaufen konnte. Viele Ateliers waren zerstört und Lebenswerke der Künstler vernichtet. Nur wenige Dinge für die Arbeit waren da, der Hunger ein ständiger Begleiter. Die ersten Studentinnen der 1947 wiedereröffneten Akademie hatten als Trümmerfrauen gearbeitet und im Keller der Akademie ihre späteren Lehrer getroffen (Hoffmann, Rudolph, Grundig, Hassebrauk). Aus den Berichten wissen wir, wie der Aufbau die Kraft auslaugte, wie



die Zweifel quälten mit dem Neubeginn der Kunst, gerade in einer Stadt, zu deren Glanz die Namen großer Künstler gehörten. Jene Generation, die während der Nazizeit die «Entarteten» waren (Dix, Grundig, Kretzschmar, Rudolph, Hegenbarth, Fraaß, Jüchser, Eugen Hoffmann, Lea Grundig, Eva Schulze-Knabe, Kollwitz, Kokoschka) präsentierten ihre Werke auf der Ersten Deutschen Kunstausstellung 1946 vor den Augen einer Öffentlichkeit, die erst wieder lernen mußte, ihre Augen zu gebrauchen. Das waren die Meister, die ihr Werk vollendet hatten und ihre Hoffnung auf die Nachwuchsgeneration setzten, zu der auch die Künstlerinnen gehörten. Die Zeit zwischen 1945 und 1949 wurde als geistig sehr anregend erlebt, neue Literatur und Kunst beschäftigten die jungen Köpfe, »Moderne« machte als Wort die Runde, aber die wenigsten konnten dazu etwas Genaues sagen. »Nach dem Krieg war eine große Aufbruchstimmung, und es war eine glückliche Situation nach meiner Kindheit. 1949 war ich eine der ersten an der

Hochschule, wir waren fünfundvierzig Studenten in einer Klasse, darunter auch Frauen. Damals wollten viele zur Kunst, und alles war noch ziemlich offen, über die »Moderne« wurde viel gesprochen. Ich fuhr viel nach Berlin, ging ins Theater oder in Ausstellungen. Als Lehrer hatten wir gestandene Künstler. Heinz Lohmar war mein erster Lehrer, Hans Grundig und Eugen Hoffmann waren da, Lea Grundig kam 1950, auch Bergander. Mart Stam ging 1950 nach Weißensee, er hatte wahrscheinlich zu viele Bauhausideen«. (J. D.)

Die Aufbruchstimmung der ersten Jahre verband sich auch mit der Chance, den Weg einer neuen Ästhetik in der Ausbildung der Hochschule zu beschreiten, die Künste mit der Produktionspraxis zu verbinden, das protzige Ornament durch das Funktionale abzulösen, was dem Aufbau einer neuen Gesellschaft entsprochen hätte. Dieses Kapitel scheint bis heute nicht erledigt. 1948/49 jedenfalls scheitert eine erste Hoffnung, auch durch Dresden zog mit dem Stalinismus kleinbürgerlicher Mief. Diesem geistigen Klima waren alle ausgesetzt. Viele Künstlerinnen sammelten bittere Erfahrungen. Sie erlebten ihre Lehrer in Auseinandersetzungen, in denen sie sich anpaßten oder widersetzten. Unter ihnen waren nicht wenige, die überzeugte Kommunisten waren oder solche, die zu den künstlerisch Entmündigten der Nazizeit gehörten. »Ich wollte



Trümmerfrau, Plastik von Walter Reinhold, 1951





Sigrig Artes,  
Selbst mit Zigarette,  
Tuschzeichnung 1989

immer zu Lachnit, bei ihm lernte ich flächig zu arbeiten. Und plötzlich kam der ganze Formalismus-Mist. Wir wußten gar nicht, was das war, Abstraktionismus und Suprematismus. Wir malten doch Arbeiterbilder und das Neue auf dem Land, und plötzlich waren wir die Formalistenklasse und bekamen kein Diplom. Die meisten hauten nach dem Westen ab. Ich blieb, meine Kunst war mir wichtiger als der ganze Quatsch, und ein bisschen kämpfen muß man schon. Das war immer so in meinem Leben.« (I.Th.)

»Mein Rausschmiß wurde kurz vor Ende des Studiums inszeniert. Herbert Kunze und Gerhard Kettner standen auf meiner Seite, sie erlebte ich großartig. Der alte Vorwurf, Landschaft und Menschen seien keine sozialistischen, und meine Farbe Schwarz mache ›unsere‹ Menschen traurig. Dagegen verwahrte ich mich und sagte: Für mich ist schwarz ein Bildelement, und wer dabei traurig wird, sollte sich einem Psychiater vorstellen. Ich konnte mein Diplom machen und verließ 1972 die Schule. Ich hatte die Nase total voll. Von da an interessierte mich Politik überhaupt nicht mehr. In der DDR blieb ich, weil ich hier meine Basis an Menschen, Freundschaften und Lieben hatte.« (G.L.) Solche extremen Erfahrungen gab es an der Hochschule, aber



auch in der künstlerischen Praxis. Menschen sind daran zerbrochen. In den Erinnerungen der Künstlerinnen werden natürlich auch andere Erfahrungen lebendig, die für ihre künstlerische als auch menschliche Basis wichtige waren. Jede weiß von Schwimmer, Hans Theo Richter, Hassebrauk, Grundig, Kettner, Horlbeck und Damme Geschichten zu erzählen. Und selbst dem Anatomiestudium bei Bammes können aus heutiger Sicht viele einen Sinn abgewinnen, erzog es doch zum genauen Sehen. Viele fürchten heute – zehn Jahre nach der Wende – einen Qualitätsverlust auf dem Gebiet der Ausbildung, wenn Studenten bereits ab zweitem Studienjahr abstrakt arbeiten. »Gefährlich halte ich den Weg, malerisch und zeichnerisch dort anzufangen, wo die großen Abstrakten aufhörten. Die gegenwärtige Tendenz, schnell Geld zu machen, verleitet junge Leute dazu, mit abstrakten Arbeiten in die Gunst des Marktes zu kommen.« (I. Th.)

In den fünfziger Jahren gab es zwei Frauen, die unterrichteten und eine Klasse leiteten: Lea Grundig und Jutta Damme. Letztere bildete mehrere Generationen von Studenten aus. »Jutta Damme war sehr wohlwollend zu mir, und ich sagte klipp und klar, was ich denke und empfinde. Diese Sprache, die wir zwischen Frau und Frau fanden, klappte in meiner Empfindung. Das war ein wesentlicher Punkt, um mich überhaupt für das Studium zu entscheiden. Aus meiner Erfahrung halte ich es für ganz wichtig, daß eine Frau für ihre Belange eine Frau als Ansprechpartnerin hat und auch entscheiden kann, bei einem Mann oder einer Frau zu studieren. Bei ihr war auch ein sehr gutes Arbeiten möglich, sie ließ den nötigen Freiraum, und ich hatte das Gefühl, all die Dinge auszuarbeiten, die sich in den ersten zwei Jahren angesammelt hatten.« (G. L.)

Hier wird ein Thema angesprochen, das für die weitere Sozialisation der Künstlerin als bedeutsam anzusehen ist: Wie läßt sich der Lebensentwurf einer kreativen Frau, die als Künstlerin arbeiten möchte, mit dem traditionellen Frauenbild vereinbaren? Die meisten Eltern und Lehrer der Künstlerinnen hatten noch das Bild von der stickenden und musizierenden Dame im Wohnzimmer vor Augen, die mit ihren Fertigkeiten den Mann verückt. »Mein Vater war äußerlich ein Spießler, fand mich blöd, weil ich nicht so richtig rechnen konnte. Meine Mutter hatte Dentistin gelernt, durfte aber aus Standesgründen nicht arbeiten, sie tat mir immer leid. Meine künstlerischen Interessen wollte mein Vater nicht fördern. Und von Künstlerinnen hielt er sowieso nichts. Meine Mutter merkte, daß ich gut malen konnte, so durfte ich ins Bad gehen und alles vollklecksen. Hinterher steckte sie mich in die Wanne, und alles war wieder in Ordnung. Im Bad erfolgte meine künstlerische Grundsteinlegung. Und als ich dann zu Etha Richter in den Zeichenunterricht ging, bekam ich von meiner Mutter das Geld dafür. Davon wußte mein Vater nichts.« (I. Th.)

So ähnlich sind viele Erinnerungen, Ausnahmen gibt es dort, wo die Eltern selbst künstlerische Ambitionen hatten. »Ich war schwanger und wußte nicht, was für Probleme auf mich zukommen würden, Studium und Kind. Ich war zwanzig, zwei Jahre verheiratet und schon Witwe, die Tochter ein Jahr. Ich verpaßte viel im Unterricht und mußte immer heulen, wenn Hans Theo Richter Korrektur gab und meinte, mein Strich sei nicht mehr so wie früher oder er mich immer mit dem gleichen Satz begrüßte: Na, guten Morgen, was macht denn das ganz kleine Kind? Mit meinen zwanzig Jahren hieß ich dann nur noch ›Mutter‹. Das konnte ich bald nicht mehr hören. Richter und Schwimmer hatten ja auch Kinder, wie die als Väter waren weiß ich nicht. Auch nicht, was sie für Frauen hatten. Heute würde ich Frauen nicht empfehlen, den Ehr-



geiz zu entwickeln, Kunst und Kind vereinbaren zu wollen. Lachnit sagte immer, Malweiber müssen alleine bleiben. Andererseits sage ich mir, eine Frau ohne Kind, da fehlt etwas.« (S. A.)

Das wird immer ein Thema bleiben, auch Jahre nach der Hochschule. Nur wenige hatten konsequent entschieden, ihren Weg allein, ohne Kind und Familie, zu gehen und die Kunst zu ihrem ersten Geliebten zu machen. Die meisten versuchten, mit Kind und Familie über die Runden zu kommen und die Balance zwischen Verlust und Selbstbehauptung zu halten, was sich als ungemein schwierig herausstellte. Die Jüngeren (geb. 1940 bis 1948) gehen Ehen ein, wo die Männer den gleichen Anteil an alltäglicher Arbeit und Kindererziehung leisten und die künstlerische Arbeit ihrer Frau als gleichwertig akzeptieren. Das sind Frauen, die heute mit großem Selbstbewußtsein von sich sagen, sie könnten nie im Schatten eines Mannes stehen. Kinder gehören ebenso zu ihrem Leben wie die künstlerische Arbeit.

Es bleibt zu vermuten, daß das in der DDR gängige Wort von der Gleichberechtigung allmählich Wirkung zeigte und die Männer zunehmend bereit waren, ihre Frau als Partnerin zu akzeptieren und zu unterstützen. Trotz vorherrschender patriarchalischer Strukturen an der Hochschule oder in Betrieben läßt sich nicht der Nachweis führen, Selbstbewußtsein und Selbstbehauptung von Frauen seien empfindlich gestört gewesen. Vielmehr fällt die Selbstverständlichkeit auf, mit der viele ihre Arbeit als Künstlerin machten. »Ich komme aus einer Familie, wo ständig gearbeitet wurde, ich war stets einbezogen in dieses gemeinsame Tun. Auch als ich mit dem Studium begann, dachte ich nicht ständig darüber nach, wie emanzipiert und wie besonders ich als Künstlerin sei. Ich bin keine, die sich ständig streichelt. Ich wollte einfach etwas machen, weiter malen und zeichnen.« (E. H.)

Für die meisten der hier befragten Frauen ist »Weibliche Kunst« kein Thema, weil sich für sie Kunst nicht an der Geschlechterfrage festmache, Kunst ist Kunst und hat ihre eigenen Kriterien, egal ob von einem Mann oder einer Frau. Männer äußern sich über Frauenkunst und meinen damit etwas Abwertendes, weil Gefühlbetontes. »So arbeiten aber Frauen und Männer. Am besten würde ich eine Mischung aus beiden finden. Da äußerten sich weder Mann noch Frau, sondern ein Mensch drückt sich künstlerisch aus.« (E. H.)

Für die meisten Künstlerinnen verbindet sich »weibliche Kunst« mit den sozialen Interessen der Frauen: Sich und andere in ihrem Selbstbewußtsein zu stärken und vor männlicher Arroganz zu schützen, ihre materiellen Sicherheiten wie Atelier, Miete, Rente und Ausstellungsmöglichkeiten zu sichern. Für einige ist es deshalb sinnvoll, weiter zusammenzuhalten und zu versuchen, die alltäglichen Zwänge von Geld und Macht zu durchbrechen oder wenigstens zu mildern.

#### Anmerkung

<sup>1)</sup> Bei den Künstlerinnen handelt es sich um Irmgard Uhlig geb.1910, Ann Siebert geb.1917, Inge Thiess-Böttner geb.1924, Ursula Molnar-Höing geb.1926, Jutta Damme geb.1929, Sigrid Artes geb.1933, Aini Teufel geb.1933, Christine Wahl geb.1935, Gerda Lepke geb.1939, Christa Jura geb.1940, Kristine Wischniowski geb.1944, Elke Hopfe geb.1945, Gabriele Reinemer geb.1948.

Die Gesprächsprotokolle haben einen Umfang von ca. tausend Seiten. Ein erstes Arbeitsmanuskript entstand mit hundert Seiten. Daraus folgte dieser hier nochmals komprimierte Text von zwölf Seiten, was die Verfasserin nicht mit Glück erfüllt.

Das Porträt einiger dieser Künstlerinnen ist nachzulesen im »Dresdner Frauenkalender« 1999, herausgegeben vom FrauenStadtArchiv.



---

 SIGRUN HELLMICH
 

---

## Die Dresdner Sezession 89 Eine Künstlerinnengruppe zwischen Anspruch und Realität

---

### Berge versetzen

Die Gründe, weshalb 21 Dresdner Künstlerinnen und zwei Kunstwissenschaftlerinnen Ende 1989 die Dresdner Sezession 89 gründeten, sind so vielfältig wie ihre künstlerischen Konzepte und ihr Weltverständnis.

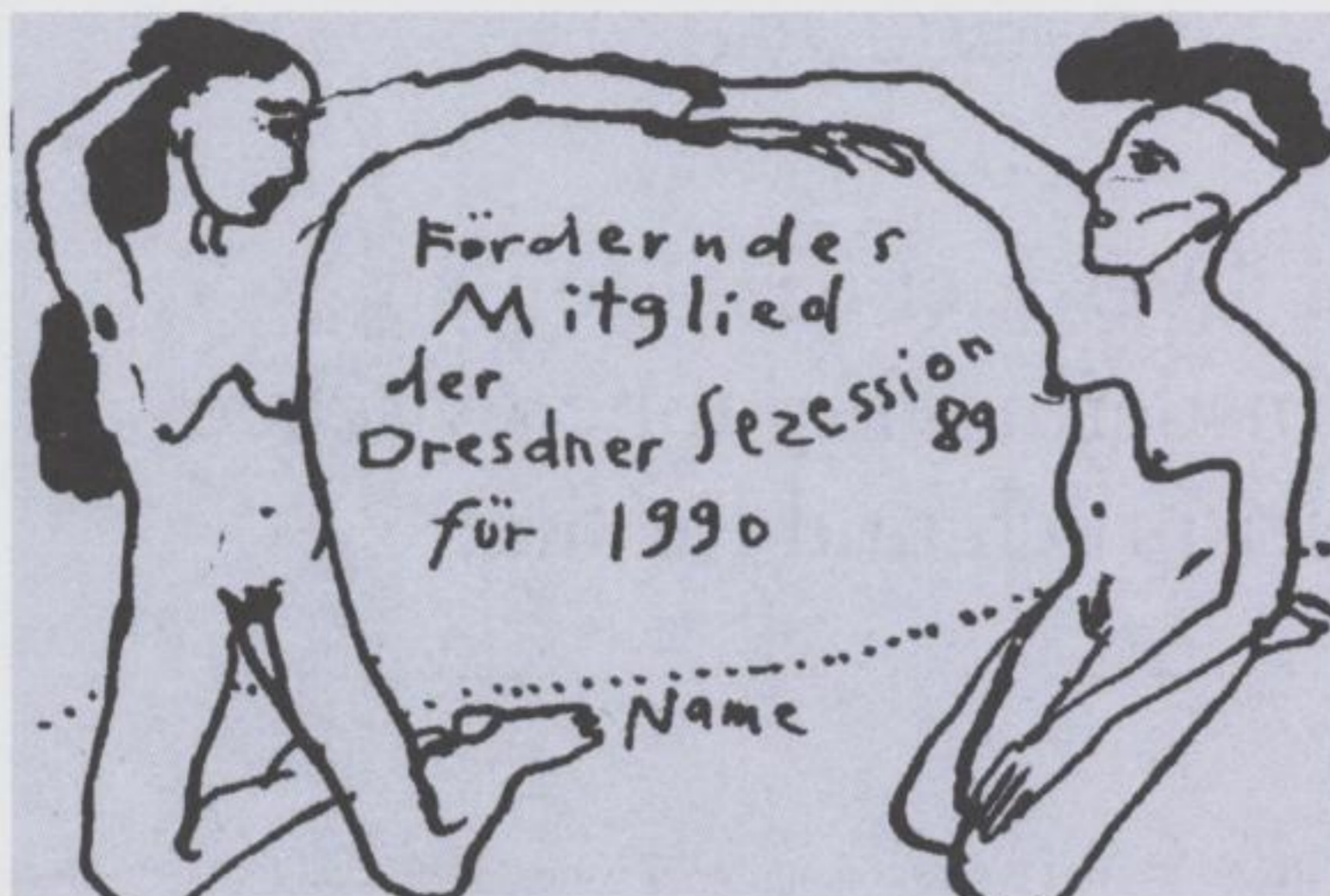
Vielleicht würde jede heute, mehr als 10 Jahre danach, andere nennen. Aber damals erwies sich der kleinste gemeinsame Nenner als groß. Wenn ich hier darüber schreibe, dann nicht aus objektiver Distanz, sondern als unmittelbar beteiligte Kunstwissenschaftlerin. Natürlich war es vor allem die Aufbruchstimmung des Herbstes 1989, die Lust und der Wille, endlich das zu tun und in die Öffentlichkeit zu bringen, worum sich einige der Künstlerinnen schon seit mehreren Jahren bemühten: Gemeinsam zu arbeiten und auszustellen zum einen, dem Schaffen von Künstlerinnen den gebührenden Platz einzuräumen zum anderen.

Trotz offizieller Gleichberechtigungsbekundungen und einiger begünstigender sozialer Rahmenbedingungen war die bildende Kunst auch in der DDR eine Domäne von Männern, in die freilich immer mehr Frauen unauffällig oder mit vehement vorgetragenem Anspruch eindrangten.<sup>1)</sup> Feminismus war ein Fremdwort, das kaum differenziert verstanden wurde. Nur wenige kannten seine historischen und noch weniger aktuelle Positionen. Die Staatssicherheit immerhin ließ damit Befasste beobachten.

### Eine Vorgeschichte

1987 polarisierte eine Ausstellung in der Dresdner Galerie Mitte die Gemüter. »Innen – Aussen« von Eva Anderson, Angela Hampel, Ulrike Rösner und Gudrun Trendafilov war eine der ersten Rauminstallationen in Dresden, eine Kunstform, die nicht den Postulaten des sozialistischen Realismus entsprach, auch nicht in die Nischen paßte und selbst unter der letzten offiziellen Lösung von »Weite und Vielfalt« beargwöhnt wurde. Aber nicht nur deshalb erregten die Arbeiten der vier Dresdner Künstlerinnen Aufmerksamkeit. Es war vor allem ihr suggestiver, expressiver Gestus, der unübersehbar weibliches Selbstverständnis artikulierte. Die Frage von Künstlerkollegen, warum kein Mann an der Ausstellung beteiligt sei, war Indiz für das Dilemma, in dem





Mitgliedskarte  
Gudrun Trendafilov  
Siebdruck, 1990

auch die Künstlerinnen steckten, die meinten, davon nicht betroffen zu sein, weil sie einen anderen Anspruch leben.

Fortan trafen sich ca. 25 Dresdner Künstlerinnen abwechselnd in den Ateliers, sprachen über künstlerische und persönliche Probleme, luden Journalistinnen, Kunsthistorikerinnen und Ärztinnen ein, um gezielt Informationen zur Situation von Frauen in anderen Berufen und anderen Ländern zu bekommen. Dies waren Unternehmungen jenseits der Legalität, denn jegliche Gruppierung hatte sich in der DDR staatlich und einheitsparteilich kontrollierten Organisationen zu unterstellen.

### Die Gründung

Auf einem dieser Künstlerinnentreffen, am 19. Dezember 1989 in der Galerie Mitte Dresden, entstand aus der Unzufriedenheit über die Begrenztheit der Atelierzusammenkünfte die Idee, eine feste Vereinigung zu gründen und an die Öffentlichkeit zu treten. Da die alten Kontrollmechanismen offiziell außer Kraft waren, konnten sich jetzt Gruppen unabhängig bilden und angestaute Energien freisetzen.

Reibungsflächen der Künstlerinnen waren zunächst das Kunstgeschehen am Ort und die Geschichte künstlerisch arbeitender Frauen, weniger ein internationaler künstlerischer oder feministischer Diskurs. Ein prononciertes feministisches Auftreten gehörte mit den bekannten Ausnahmen – vor allem Angela Hampel – nie zu den Zielen des Gros der Gruppe. Mit Feminismus verbanden nicht nur männliche Kollegen simple Schreckensvorstellungen. Zudem empfand und reflektierte fast jede Künstlerin die Problematik ihrer Profession auf ihre Weise. Doch da konnte noch so viel das Gegenteil beteuert werden – der Zusammenschluß der Künstlerinnen löste unerwartete, teils kuriose Irritationen in der Dresdner Kunstszenarie aus. Anders als im altbundesdeutschen Kunstbetrieb waren die Spielräume noch nicht eingefriedet. Während



einige noch staunten, sich wunderten oder abwarteten, ergriffen die Künstlerinnen die Initiative.

Kurzzeitig gab es eine Umbruchsituation, einen Freiraum zwischen annullierten DDR-Regularien und noch nicht installierter gesamtdeutscher Kulturhoheit und Bürokratie. So erschien das Instrument des eingeschriebenen Vereins als formal brauchbare Basis für die gemeinsamen Vorhaben.

Im März 1990 schrieb sich die Dresdner Sezession 89 als 22. und einer der ersten Kulturvereine in das Amtsregister von Dresden ein – noch nicht juristisch legitimiert durch das BGB, sondern ein Übergangsgesetz – den Noch-DDR-Behörden aus alter Gewohnheit suspekt. Doch das sind Formalien am Rande ...

Wichtiger war das Selbstverständnis als Gruppe, um das in großer Runde beim Verfassen eines ZIRKULARS gerungen wurde:

»Wir besinnen uns auf unsere Existenz als künstlerisch tätige Frauen in einer dominant patriarchalen Gesellschaft.

Wir wollen unserem schöpferischen Potential Ausdruck geben, denn die heutige Welt braucht die weibliche Wahrnehmungsweise aus weiblichem Identitätsgefühl heraus.

In der historischen Fülle weiblicher schöpferischer Arbeit, die bisher aus dem gesellschaftlichen Bewußtsein verdrängt wurde, sehen wir einen wichtigen Anknüpfungspunkt.

Als geistiger Ansatz verbindet uns die These von der inneren Notwendigkeit als Grundlage künstlerischer Äußerung.

Die Dresdner Sezession 89 gründeten 23 Dresdner Malerinnen, Grafikerinnen, Plastikerinnen, Kunsthandwerkerinnen und Kunstkritikerinnen im Dezember 1989.«

(Text aus dem Zirkular der Dresdner Sezession 89, April/Mai 1990)<sup>2)</sup>

Der Gruppenname wurde mit dem Vorsatz gewählt, sich als Frauenvereinigung nicht ins Abseits zu begeben oder gar zu gettoisieren. Er sollte vielmehr dem Anspruch Rechnung tragen, künftig mitbestimmend im Zentrum des Kunstgeschehens zu agieren. Das Wort »Sezession« bedeutet zwar Absonderung. Doch indem sich die künstlerischen Sezessionen zu Beginn des 20. Jahrhunderts vom herrschenden Kunstbetrieb als Gruppe abgrenzten, auch in Dresden gab es 1919 und 1932 Sezessionen, markierten sie Neuland. In diesen Zusammenschlüssen gab es nur selten Künstlerinnen. Dabei ist freilich anzumerken, daß erst seit 1919 Frauen zum Studium an den meisten deutschen Kunstakademien zugelassen waren – bedingt durch den Gleichheitsgrundsatz der Weimarer Verfassung. An der Dresdner Akademie konnten sich die ersten drei Studentinnen im Wintersemester 1919/20 immatrikulieren.<sup>3)</sup>

Für die Dresdner Sezession 89, die erste Künstlerinnengruppe in der Dresdner Kunstgeschichte, ging es 1989 nicht darum, einen einheitlichen neuen Stil durchzusetzen, sondern einen Ort zu schaffen, der sowohl Selbstverständigung als auch öffentlichen Dialog ermöglichte – einen Ort für Ausstellungen, Projekte, Vorträge, Aktionen, für die Zusammenarbeit mit Künstlerinnen und Künstlern anderer Medien. Auch der Austausch mit Frauen und Männern aus anderen Arbeitsbereichen sollte weitergeführt werden.



### Die Galerie

Der Plan einer eigenen Galerie ließ sich rasch realisieren, weil die Galerie Comenius in der Dresdner Neustadt gleich Anfang 1990 vom bisherigen kontrollierenden Betreiber, dem Kulturbund der DDR, aufgegeben wurde. Es war bis dahin eine Galerie mit eigener Geschichte zwischen Widerstand und Machbarkeit von Ausstellungen unter DDR-Verhältnissen. Die Künstlerinnen konnten für zwei Jahre verhindern, daß sie zu teurem Gewerberaum umfunktioniert wurde. Als 1992 ein bayrischer Hauskäufer die Aufgabe der Räume erzwang, stellte das Dresdner Kulturamt die Galerie Nord zur Verfügung. Und noch einmal machte ein Eigentumswechsel den Umzug nötig. Aller guten Dinge sind drei – seit Anfang 1996 ist die »galerie drei« in der Dresdner Neustadt das feste Domizil der Dresdner Sezession 89.

Die eigene Galerie war und ist Mittelpunkt, aber nicht ausschließlicher Ort. Sie ist ebenso Ausgangspunkt für externe Ausstellungen und Projekte im öffentlichen Raum.

Ihre Gründungsausstellung eröffnete die Dresdner Sezession 89 im Juni 1990 in der Galerie Comenius mit einem Fest, zu dem viele kamen und feierten, mit Männerchor, Musik- und Tanzperformance, Malaktion, Versteigerung und Baggerballett. »Wie Göttinnen in Frankreich« titelte eine regionale Zeitung.<sup>4)</sup>

Mit einer konzentrierten Werkauswahl gelang den Künstlerinnen ein unerwartet vitaler gemeinsamer Ausstellungsaufakt. Gerade die Verschiedenheit der Handschriften versprach ein spannendes Miteinander. Auf expressive Figürlichkeit (Angela Hampel, Gudrun Trendafilov, Ulrike Triebel, Leonore Adler) antwortete lyrische Abstraktion (Kerstin Quandt, Christine Heitmann, Karin Heyne). Der Auflösung von Figur und Landschaft in vibrierenden Linien- und Farbflüssen (Gerda Lepke, Kerstin Franke-Gneuß) standen die Konzentration auf Habitus und Physiognomie (Bärbel Kuntsche, Christa Donner, Sigrid Artes) und die plastischen Environments (Thea Richter) gegenüber. Einige Künstlerinnen vereinten figurative und nonfigurative Elemente (Petra Vohland, Regine Buer, Christine Littwin, Gabriele Reinemer, Petra Graupner). Selbst die Assemblagen der Textilkünstlerin Annerose Schulze und die eigensinnigen Objekte von Heidemarie Dreßel ließen sich integrieren.

Zur Gruppe zu gehören, bedeutete nicht, den eigenen künstlerischen Weg aufzugeben. Jede Künstlerin arbeitete und stellte auch weiterhin autonom aus. Alle hatten ein akademisches Studium absolviert, die meisten in Dresden, an der Hochschule für Bildende Künste. Einige standen am Anfang, andere waren bekannt und geschätzt durch ein langjährig erarbeitetes, unangepaßtes Werk oder einen energischen und heftigen öffentlichen Auftritt.

Die Sezessionsausstellungen waren eine zusätzliche Herausforderung und ermöglichten zudem einen selbstbestimmten Ausstellungskontext. Von Anfang an war klar, daß zum Galeriekonzept neben Gruppen- und Personalausstellungen der Künstlerinnen der Dresdner Sezession 89 vier weitere Programmschwerpunkte gehören erstens: Die Vorstellung interessanter internationaler und nationaler Künstlerinnen – nach wie vor ein Defizit des Dresdner Ausstellungsgeschehens. Deshalb zeigte die Galerie u. a. Einzelausstellungen folgender Künstlerinnen:

1990 Hella Santarossa (Berlin), 1993 Rune Miels (Köln), Margaret Hunter (Schottland/Berlin), 1994 Erika Stürmer-Alex (Lietzen), Liz Bachhuber (USA/Düsseldorf/Weimar), 1996



Kerstin Quandt, Torso  
Radierung, farbig, 1997



VALIE EXPORT (Wien/Berlin), Nuria Quevedo (Berlin), 1997 Inge Thiess-Böttner (Dresden), Eva-Maria Schön (Berlin), Nanaé Suzuki (Berlin), 1998 Elke Hopfe (Dresden).

1994 kuratierte die Dresdner Sezession 89 die Ausstellung HAUTEVOLEE in der Städtischen Galerie Rähnitzgasse mit Malerei, Skulptur, Fotografie, Video, Installation von Izabella Gustowska (Polen), Klaudia Schifferle (Schweiz), Maria Pininska-Beres (Polen), VALIE EXPORT (Österreich), Eva-Maria Schön (Deutschland), Leiko Ikemura (Deutschland), Natalia LL (Polen) sowie mit einer Performance von Fine Kwiatkowski.

1996 stellte die brasilianisch-deutsche Gastkuratorin Tereza de Arruda für die galerie drei und das Brasilianische Kulturzentrum Berlin die Ausstellung »Organicus« mit acht zeitgenössischen brasilianischen Künstlerinnen zusammen.

Zweitens: Ausstellungen von innovativen jungen Künstlerinnen: u. a. 1994 Karla Woisnitza (Berlin), Maren Roloff (Leipzig), 1996 Birgit Sauer (Österreich), 1997 Birgit Jung-Schmitt (Köln), Suzanna Janin (Polen).

Drittens: Die Würdigung des Werkes von Dresdner Künstlerinnen der fast vergessenen Generation der um 1900 Geborenen, deren Biografien von zwei Weltkriegen zerschnitten, von mehreren politischen Systemen und dem Wandel künstlerischer Ismen gezeichnet waren: u. a. 1992 Gussy Hippold-Ahnert, 1993 Anna Elisabeth Angermann, 1994 Annemarie Balden-Wolff, 1998 – 100 Jahre Künstlerhaus Dresden-Loschwitz, Ortsverband Dresdner Künstlerinnen mit Werken von Anna Elisabeth Angermann, Johanna Katharina Krabbes, Hildegard von Mach, Irmgard Meinhold, Anna Plathe <sup>5)</sup>.

Viertens: Fotografinnen, u. a. 1992 Karin Wieckhorst (Leipzig), 1995 Tina Bara (Berlin/Leipzig).

Zu vielen Ausstellungen wurden Kataloge oder Faltpfalter herausgegeben. Alle Eröffnungen genügten sich mit kunstwissenschaftlichen Einführungen, Auftritten von MusikerInnen, TänzerInnen oder PerformerInnen (u. a. Hanne Wandtke, Iris Spath) nicht allein, sondern boten dem Publikum die Möglichkeit, mit den AkteurInnen ins Gespräch kommen.

Es gab Vortragsveranstaltungen und Lesungen, u. a. 1991 Christa Wolf, 1992 Gabriele Stötzer, 1994 Brigitte Sruzyk, 1997 Thomas Rosenlöcher, 1993 Vortrag mit Gretchen Faust aus den USA. Ende 1996 übernahm Kerstin Quandt mit einer Jurygruppe die Verantwortung für die Galerie,





Feuer – Wasser, Installation von Grazyna Deryng in der Aktion Mnemosyne 1996

unterstützt durch befristet vom Arbeitsamt finanzierte Mitarbeiterinnen. Bis dahin hatten Annerose Schulze und ich die Galeriegeschicke in Händen.

Jüngst verwischen sich die einmal gesetzten Konturen des Programms, ohne daß überzeugende neue sichtbar werden.

### Gemeinsamkeit und Dissens

Der Austausch mit Künstlerinnengruppen in anderen Städten lag in der Natur der Sache. So gab es Kontakte zu Hamburg und Braunschweig, zu den Künstlerinnen »Exterra XX« des Kunsthauses Erfurt, Austauschausstellungen und gemeinsame Studienaufenthalte mit der Künstlerinnengruppe »Saar« (Saarbrücken).

Die Dresdner Sezession 89 stellte 1992 in Salzburg aus, Salzburger Künstlerinnen 1993 und 1999 in Dresden.

Die Erfahrung von Übereinstimmung, von Unterschieden und extremem Dissens ist normal für exponiert individuell arbeitende Künstlerinnen und Künstler. Das gleiche Geschlecht zu haben, bedingt nicht gleiche Auffassungen von Kunst und gleiche Qualitätsansprüche.

Ästhetische Diskussionen um *das* Weibliche und *das* Männliche sind zwar immer noch gut für Polemik, haben aber in der Sache nicht weitergeführt. Die Sache ist, daß immer noch zu we-



nige Künstlerinnen auf den Gipfeln der internationalen Kunstlandschaft – was dafür gehalten oder dazu gemacht wird – zu sehen sind.

Frauliche Solidarität oder Netzwerke haben noch weniger als in anderen Berufsfeldern den Wirkungsgrad männlicher Biertischrunden erreicht. Das Resümee, das Simone de Beauvoir vor 50 Jahren aus der Analyse der Geschichte des Patriarchats zog<sup>6)</sup>, hat nichts an Gültigkeit verloren, leider. Wie gern möchte (man) frau Trendartikeln industriellen Managements oder jüngsten Slogans internationaler Kunstausstellungen wie der Biennale von Venedig (1999) glauben, die das Gegenteil euphorisch behaupten. Zu befürchten ist, daß dies wieder den meisten (Frauen) unheimlich ist. Und sie haben recht, wenn sie die Gründe solcher Bekundungen analysieren.

Das Für und Wider läßt sich an den Biografien der Künstlerinnen ebenso verfolgen wie im Zusammengehen der Gruppe über zehn Jahre – eine Zeitspanne, die kaum eine Künstlergruppe ausgehalten hat. Letzteres kann ich erklären, das andere noch nicht. Aber soviel steht fest: Es ist den Künstlerinnen zu verdanken, die immer wieder über ihre eigene Arbeit hinaus Ideen, Zeit und Geduld investierten. Besonders Angela Hampel beharrte darauf, wenn einige aufgeben wollten.

Nichtsdestotrotz, zahlreiche Institutionen des In- und Auslandes waren neugierig auf die Dresdner Sezession 89 und luden sie zu Ausstellungen ein. Gleich drei Jubiläumspräsentationen gab es zum zehnjährigen Bestehen der Gruppe in Dresden.

1992 und 1999 erschienen Kataloge, die das Werk der Künstlerinnen in Wort und Bild vorstellen und die Arbeit der Gruppe dokumentieren.<sup>7)</sup> Die Dresdner Sezession 89 edierte mehrere grafische Mappen sowie das Fotomultiple einer Körperbemalungsaktion (1993). Seit 1992 beteiligt sich die Galerie an der Grafikmesse Sachsen bzw. am Dresdner Kunstmarkt, 1993 nahm sie an der art multiple in Düsseldorf teil.

Fördernde Mitglieder, darunter etliche KunstsammlerInnen, unterstützen die Künstlerinnenvereinigung. Sie können zu Vorzugsbedingungen Kunst erwerben, erhalten jährlich originalgrafische Mitgliedskarten und künstlerische Jahregaben.

Mit über 80 Ausstellungen in der Galerie und zahlreichen Veranstaltungen, flankiert durch eine kontinuierliche Öffentlichkeitsarbeit, etablierte sich die Dresdner Sezession 89 trotz anfänglicher und immer noch bestehender Vorbehalte gegenüber gemeinsamen Aktionen von Künstlerinnen im traditionellen Kunstbetrieb, konzentrierte den Blick auf das Werk von Künstlerinnen.

#### **MNEMOSYNE – Kunstaktionen AM & MIT Wasser**

Neue Akzente aber setzten die Kunstprojekte im öffentlichen Stadtraum von Dresden, initiiert vor allem von Heidemarie Dreßel. Während man amtlicherseits die sozialistischen Kunsthinterlassenschaften katalogisierte und mit dem Blick gen Westen über neue Kriterien nachsann, in der Hoffnung, daß sich auch die entsprechenden Finanzen einstellen ließen, gingen die Künstlerinnen auf die Straße.

War die Wasserkunst-Aktion »Melusine« 1993 am Dresdner Zwingerteich noch romantisch verklärt und spielerisch angelegt, gaben die nachfolgenden, 1994–1997 alljährlich im Spätsom-





Frau mit Tier, Angela Hampel,  
sib. Kreide, Tusche

mer stattfindenden Mnemosyne-Aktionen<sup>8)</sup> Impulse und Maßstäbe für Dresdner Kunstprojekte außerhalb gewohnter Kunsträume. Nicht für die Ewigkeit bestimmt, aber zeitnah, zielten sie nicht nur auf das Zusammenwirken verschiedener künstlerischer Medien, sondern auch auf den Dialog von Kunst, Geschichte und Ökologie.

In der Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern, die eine ökologische Studie zum städtischen Umgang mit Wasser erarbeiteten, entstand die Idee, nicht die das Stadtbild bestimmende Elbe, sondern den kleinen Kaitzbach von seiner Quelle außerhalb Dresdens bis zu seinem großen Auftritt in den Gewässern des Großen Gartens und seinem Ende in der Kanalisation – eine Strecke von 11 km – mit temporären Installationen, Objekten, Performances und Aktionen wieder im Alltagsbewusstsein zu verorten – gemeinsam mit eingeladenen in- und ausländischen Künstlerinnen sowie mit Wasserwirtschaftlern, Landschafts- und Stadtplanern. Die mythologische Figur der Titanin Mnemosyne, der

Mutter der neun Musen, entdeckten die Künstlerinnen als Sinnbild des Erinnerns, in dem sich Assoziationen über das Wesen des Wassers und des Weiblichen verbinden ließen.

Ein Fazit ist, daß gegenwärtig ein Wasserkunstweg auf Zeit mit überarbeiteten und neuen Objekten entsteht, der Symptome heutigen Umgangs mit Wasser zwischen gesuchter Idylle und himmelschreiender Vernachlässigung problematisiert. Ein anderes sind neue planerische Überlegungen, wie vorhandene Gewässer in die Umgestaltung des Dresdner Stadtzentrums einbezogen werden können.

### Vorsätze und Nachsätze

Die Worte des Zirkulars von 1990 muten heute zu pathetisch an. Visionen sind jetzt erdgebundener. Die Biografien registrieren Wandlungen. Ausstellungen und Projekte der Gruppe haben die Grenzen des Machbaren noch nicht ausgeschritten, wohl aber die eigenen Vorstellungen von Qualität und Professionalität gegen Konventionelles gesetzt.

Manchmal wäre die Rigorosität der amerikanischen Gorilla-Girls wünschenswert, aber in der sanften Elblandschaft kann sie nicht wachsen, geschweige denn verstanden werden. Arbeit und Feste haben die Wohligkeit der Ateliertreffen nicht mehr aufkommen lassen. Raumgewinn, Ein-



fluß und Publizität wiegen das nicht für alle auf. Die Verschiedenheit der Künstlerinnen wirkte nicht immer wie anfangs belebend. Wenige haben die Gruppe verlassen, zu wenige kräftige Charaktere sind dazugekommen.

Mit großem Engagement entstand ein lebendiges Kunstpodium, auf dem Künstlerinnen die Regie haben, und das muß bleiben.<sup>9)</sup> Dafür gibt es mehr als tausendundeinen Grund.

#### Anmerkungen

- 1) Vgl. A. J. Wiesand; A. Brinkmann; B. Mann: Frauen im Kultur- und Medienbetrieb II. Report für das Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft, Forschung und Technologie. Hrsg: ZfKF, Bonn 1995 – Teil II: B. Mann: Situationsanalyse für die ehemalige DDR. Hinweise auf die Entwicklung im Osten Deutschlands seit der Wende. Hier werden sowohl statistische Auswertungen für die mangelnde Präsenz von Künstlerinnen geliefert, als auch Ursachen analysiert.
- 2) Gründungsmitglieder: Bildende Künstlerinnen: Leonore Adler, Sigrid Artes, Regine Buer, Christa Donner, Heidemarie Dreßel, Kerstin Franke-Gneuß, Petra Graupner, Angela Hampel, Christine Heitmann, Karin Heyne, Gerda Lepke, Bärbel Kuntsche, Christine Littwin, Kerstin Quandt, Gabriele Reinemer, Thea Richter, Annerose Schulze, Sylvia Tietze (Druckerin), Gudrun Trendafilov, Ulrike Triebel, Petra Vohland  
Kunstwissenschaftlerinnen: Sigrun Hellmich, Karin Weber  
später aufgenommen: Mandy Herrmann, Tanja Zimmermann, Konstanze Eißner  
ausgetreten: Regine Buer, Heidemarie Dreßel, Leonore Adler, Mandy Herrmann, Christine Littwin ist verstorben.
- 3) Vgl. R. Berger: Malerinnen auf dem Weg ins 20. Jahrhundert, Köln 1996, S. 100 und: Von der Königlichen Kunstakademie zur Hochschule für Bildende Künste (1764–1989), Dresden 1990, S. 248–249
- 4) J.-U. Sommerschuh: Wie Göttinnen in Frankreich. In: Sächsische Zeitung, Dresden 5.6.1990, S. 2
- 5) Vgl. Faltblatt zur Ausstellung, Hrsg. Dresdner Sezession 89, Dresden 1998; Über diese Künstlerinnengemeinschaft waren bisher nur wenige Informationen recherchierbar.
- 6) S. de Beauvoir: Das andere Geschlecht, Hamburg 1951
- 7) Vgl. Dresdner Sezession 89, Kataloge, Dresden 1992 und 1999; mit ausführlichen Biografien der Künstlerinnen; Chronologien und Bibliografien zu Ausstellungen, Veranstaltungen und Projekten
- 8) Alle MNEMOSYNE-Projekte wurden in Katalogen und Videos dokumentiert: 1994 MNEMOSYNE memory / Kaitzbach von der Quelle bis zum Palais im Großen Garten, 1995 MNEMOSYNE sans souci / Großer Garten, Lennépark, Bürgerwiese, 1996 MNEMOSYNE imagine / Stadtzentrum, 1997 MNEMOSYNE im fluß / Dresdner Neustadt, Prießnitzbach
- 9) 1996 erhielt die Dresdner Sezession 89 den Kunstförderpreis der Stadt Dresden



## »Ich weiß nicht, warum es hier keine Neugier auf mich gibt?« – Erfahrungen von West-Frauen in Dresden

Es gibt sie. Nicht sehr zahlreich. Sie machen ca. ein Prozent der Stadt-Bevölkerung aus. Die Frauen aus dem Westen. Zwischen zehn und fünf Jahren halten sich unsere acht Interviewpartnerinnen bereits in Dresden auf. Alleine, mit Lebensgefährten, mit und ohne Kindern, Selbstständige oder Angestellte. Wir haben sie zufällig kennengelernt oder fühlen uns ihnen schon länger freundschaftlich verbunden. Uns hat interessiert, wie sie hier leben. Was hat sie kurz nach dem Mauerfall bewegt, in den damals noch »Wilden Osten« zu ziehen? Was hat zu diesem Aufbruch geführt, der ja immer auch hieß, sich neu auszuprobieren, sich einzulassen auf Unerwartetes und der vielleicht auch das Scheitern beinhaltet?

Die Erfahrungen der von uns interviewten Frauen sind so unterschiedlich wie ihre Lebensgeschichten. Wir haben Gemeinsames gefunden, aber unter einer Formel zu subsumierende Antworten gibt es nicht.

Spontan, »einfach so« die Stadt zu wechseln, in der man Arbeit hat und gut lebt, fällt kaum jemandem einfach ein. Es ist schön, Heidi Yackley zu kennen. Die hat das nämlich gemacht. Im Januar '92 packte sie ihre Koffer und zog von Paris nach Radebeul. Kurz zuvor hatte sie während einer Messtätigkeit in Dresden für ihre französischen Freunde gedolmetscht. Ein Radebeuler lud alle zu einem gemeinsamen Essen ein. »Wir wurden dann sehr freundlich bewirtet. Irgendwie erinnerte mich das alles ein bißchen an Frankreich. Alles ein bißchen chaotisch, sehr spontan. Wie's drumherum aussah, war völlig egal, Hauptsache, man hatte einen angenehmen Abend. Und ich war völlig begeistert, weil ich diese Art Deutschland überhaupt nicht kannte, wo nichts funktionierte und nichts perfekt lief, und da hab' ich dann spontan den Gedanken gefaßt, dann könntest du auch hierherziehen.« Etwas in ihrem Leben ändern wollte die damals 30jährige sowieso. In Radebeul hatte sich ihr mittlerweile ein Freundeskreis von Künstlern erschlossen, mit dem sie ein Kunst- und Wohnprojekt aufbauen wollte. So kaufte sie einen Hof in Altkötzschenbroda, dessen Sanierungsbedürftigkeit sie nicht ahnte. Die »Gnade der Unwissenheit« und die Solidarität ihrer Ost-Freunde wird im Rückblick die wichtigste Voraussetzung für das sich im Jahr 2000 dem Ende nähernde Projekt. Denn 1995, als die Sanierungsarbeiten richtig losgehen sollten, machte sich ihr Ehemann aus dem Staub. Heidi stand mit zwei Ruinen, den inzwischen zur Welt gekommenen zwei Söhnen und einem Berg Schulden da. Wo die West-



Freunde ihr zum Verkauf rieten, sagten die Freunde aus dem Osten »Augen zu und durch. Wir helfen Dir.« Tatkräftig, mit ideeller, fachkundiger und praktischer Hilfe – u. a. wurde ihr Baumaterial geschenkt – und mit ihrer guten Laune schaffte sie es. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie in dieser Zeit mit Sprachkursen an verschiedenen Schulen.

Ganz andere Erfahrungen machte dagegen Annette Beckmann (40), die mit ihrem Mann hierher zog. Die zwei entschlossen sich ebenfalls im November '91, angesichts der starken Wohnungsnot, ein Haus zu kaufen. Auch sie ahnten nicht, in welchem baulich-ruinösen Zustand sich das Haus befand. Quasi arbeitslos, ohne soziale Kontakte, die über die Arbeit möglicherweise gefunden worden wären, saß sie die ersten Monate entweder in der schon funktionstüchtigen Küche, verbrachte die Zeit mit Bauarbeiten oder hockte bei McDonalds, »denn McDonalds war bekannt und westlich, und auf der Prager Straße hatte einer aufgemacht, und da saß ich und aß Salat, den es noch nicht zu kaufen gab. Die erste Zeit war ich ziemlich deprimiert. Ich habe in England und in Amerika gelebt, und jetzt saß ich hier in diesem Kaff.« Mitten in ihrer wissenschaftlichen Laufbahn steckend, für die es zunächst keine konkrete Anknüpfung gab, entschied sie sich dafür, eine Fortbildung zu machen. Darauf folgten zwei ABM-Stellen, und bei dieser letzten Tätigkeit bekam sie Kontakt zu ihrem jetzigen Auftraggeber, einem größeren Verlag, für den sie heute frei arbeitet.

Große Solidarität einerseits und gänzliche Isolation andererseits zeigen in extremer Weise, wie unterschiedlich die nach Dresden gekommenen Frauen ihre erste Zeit hier verbracht haben. Trotz dieser konträren Erfahrungen kann generell gesagt werden, daß sich der Aufbruch in den Osten bei fast allen Frauen aus dem Wunsch motivierte, ihr Leben zu verändern. Dieser ist gepaart mit Abenteuerlust, Neugier und Offenheit. Was vorher niemandem im Traum eingefallen wäre, nämlich sich beruflich gen Osten zu orientieren, wurde von der Mehrzahl der interviewten Frauen als Chance begriffen. Und hier erst bekommen die völlig veränderten politischen Verhältnisse ihre Relevanz.

Dresden, den meisten Frauen bis dato nur aus Erzählungen, Lexika und Fremdenführern bekannt, wurde zum Mittelpunkt des eigenen Lebens. »Es hätte auch Potsdam sein können, vielleicht, oder Leipzig, eher noch. Aber Dresden war schon ein Zauberwort«, erzählt Frau Dr. Irmgard Weiß (38). Der promovierten Juristin mit Aussicht auf eine langwierige Universitätskarriere »eröffneten sich hier Möglichkeiten, die im Westen einfach blockiert waren. Natürlich der Situation geschuldet, daß aus dieser Berufsgruppe viele nicht in den Staatsdienst übernommen wurden.« Eine Stellenausschreibung für ihre Tätigkeit gab es damals nicht, aber über einen »Schuß ins Blaue« bekam sie gleich die Zusage eines Ministeriums.

Berufliche Neu- oder Umorientierungen wurden jedoch nicht allein unter materiellen Gesichtspunkten vorgenommen. Mitentscheidend war bei Irmgard Weiß der »Wunsch, aktiv am Veränderungsprozeß der neuen Bundesländer« beteiligt zu sein. Im rechtsfreien Raum an der Schaffung einer neuen Gesetzeslage mitzuarbeiten erschien ihr sinnvoller als Lehre und Forschung. Die Chance, das westliche Rechtssystem für die hier herrschenden politischen Verhältnisse zu überprüfen, ohne es vollständig zu übertragen, bedeutete für sie, »geschichtliche Verantwortung« zu übernehmen.



Ähnlich motiviert fing auch Annegret Kallab-Welzel (54) ihre Arbeit als Vollzugspsychologin im April 1993 in Dresden an. Gerade von einem siebenjährigen Aufenthalt in Guatemala nach Deutschland zurückgekehrt, sollte sie am Neuaufbau des Strafvollzugs mitwirken. »Wir hatten da unheimlich tolle Erwartungen, da ist alles neu, da kann man mit unkonventionellen Methoden, weil noch nichts so festgefahren ist, vielleicht noch was mitgestalten, was aufbauen.« Wo in den alten Bundesländern alles schon zurechtgerückt und auf der Stelle zu treten schien, boten sich hier, im Niemandsland zwischen aufgelösten alten und noch nicht etablierten neuen Strukturen, Möglichkeiten der Neugestaltung. Andererseits war die Chance gegeben, sich berufliche Kenntnisse anzueignen, die u. a. auch den besonderen Ausbildungsverhältnissen der DDR geschuldet waren. Die Lust auf einen beruflichen Erfahrungsaustausch war für die Schauspielerin Regina Felber (39) explizit ein Grund, sich gleich nach dem Fall der Mauer an verschiedenen Ost-Theatern umzusehen. Zusätzlich erkundete sie die Landschaften und Dörfer eines ihr unbekanntes Deutschlands. Eine weitere Fahrt führte sie von Böhmen nach Dresden und Leipzig. »Von Dresden wußte ich, es gibt den Zwinger. Und um den zu besichtigen, habe ich zufälligerweise gegenüber dem Staatsschauspiel geparkt. Als ich mich dann ins Haus wagte und fragte, ob ich in ein ›höheres Zimmer‹ kommen kann, sagte mir eine Dame, es sei gerade Pressekonferenz. Sie würde mich hochführen, dort könne ich hinter einer Säule warten und auf die Leute zugehen, die ich sprechen wolle. Das war die Stimmung, diese Offenheit damals.« Kurz darauf wurde sie engagiert.

So wie Regina Felber von Braunschweig aus den Sprung in ein größeres Theater machte, liebäugelte auch die Theaterpädagogin Marlies Leibitzki mit einem Wechsel an ein anderes Theater, als sie 1995 die Dresdner Stellenausschreibung las. Sie erinnert sich noch an ihre leicht verwunderte Reaktion auf die im Bewerbungsgespräch gestellte Frage, ob sie sich vorstellen könne hier zu leben. »Wenn man in Wien, Bielefeld, Karlsruhe und Bruchsal gelebt hat, kann man überall leben«, hatte sie ganz offen geantwortet.

Wurde diese Frage damals aus dem Wissen um die Schwierigkeiten, die die Westler mit den Lebensbedingungen und Verhältnissen um 1990 noch hatten, gestellt, war es 1995 schon wesentlich einfacher, hier zurechtzukommen. Auf Telefon und vielfältigere Einkaufsmöglichkeiten mußte nicht mehr verzichtet werden. Restaurants und Cafés begannen sich zu etablieren.

Nicht alle hatten angesichts der damaligen katastrophalen Wohnsituation so viel Glück wie Christiane Filius-Jehne (43). Mit ihrer Familie bezog sie 1993 ein teilsaniertes Jugendstilhaus mit Gasheizung am Weißen Hirsch. Die Lebensbedingungen im Osten waren ihr durch zahlreiche, teilweise auch berufliche Besuche in der DDR vertraut: »Mit 37 wollte ich allerdings nicht mehr anfangen, Kohlen zu schleppen und auf ein Außenklo zu gehen, das war mir klar. Wenn wir also nichts Entsprechendes gefunden hätten, hätte ich lieber noch ein Jahr gewartet, zumal mit kleinem Kind.« Die Lektorin mit Traumjob in München stand nicht unter Zeitdruck, ihrem Ehemann sofort hinterherziehen zu müssen. Hingegen fühlte sich die Architektin Birgit von Rüdiger (41) von dem Entschluß ihres Mannes regelrecht »überfallen«, und Annette Beckmann wäre mit ihrem Mann lieber nach Erfurt gezogen. Die beiden Frauen hatten ihre berufliche Laufbahn im Westen anders geplant bzw. gerade erst begonnen. Dementsprechend gestaltete sich der Neubeginn in Dresden für sie wesentlich schwieriger. Christiane Filius-Jehne, die mit einem beruf-



lich bedingten Ortswechsel ihres Mannes rechnete, konnte sich mit ihrer langjährigen Berufserfahrung und einer gründlichen Vorbereitung »ganz problemlos freiberuflich als Lektorin niederlassen«. Und der Nebenjob in einer Dresdner Buchhandlung bot ihr zudem schnell interessante Kontakte. Bei Annette Beckmann und Birgit von Rüdiger dagegen blieb die weitere Lebensgestaltung in Dresden offen. Während sich Annettes Pläne, ihre Dissertation hier zu schreiben, zerschlugen und ihr Plan, eine Buchhandlung mit englischsprachiger Literatur aufzumachen, scheiterte, konzentrierte sich Birgit von Rüdiger auf die Erziehung ihrer Kinder. Über einen langen Zeitraum fand sie keine Betreuungsmöglichkeiten, die ihren pädagogischen Vorstellungen entsprachen. War dadurch ihre freiberufliche Tätigkeit für ein Architekturbüro in Dippoldiswalde schon erheblich erschwert, so mußte sie endgültig aufgeben, als ihr Mann nach Chemnitz versetzt wurde. »Eine flexible Terminplanung, wie es mein Beruf erfordert, war so nicht mehr möglich.« Ihre Hauptaufgabe sah sie nun darin, die Situation für ihre Kinder zu verbessern. Nicht immer leicht war es, sich gegen die Ablehnung, die ihr in alltäglichen Situationen mit den Kindern entgegenschlug (»Ihrem beesartschn Gleenen 'n boor schallern, das schaffen Sie woll ni«) zu behaupten. So engagierte sie sich später bei dem Aufbau einer Montessori-Schule.

Wie Birgit von Rüdiger, so fühlte sich auch Annette Beckmann über einen längeren Zeitraum fremd, einsam und unverstanden, denn die selbstverständliche Hoffnung, inmitten der gerade stattfindenden Umwälzungen an einem spannenden und regen Austausch teilzuhaben, wurde enttäuscht. Die Erfahrungen, »nicht mit der gleichen Neugier empfangen zu werden, mit der man hier ankam«, so Birgit von Rüdiger, und kein Interesse für die eigene Biographie vorzufinden, waren irritierend bis frustrierend. Umgekehrt registrierte Annette, daß es »damals ein unglaubliches Mitteilungsbedürfnis der Leute hier gab«, und Regina Felber begegnete bei ihren ersten Erkundungsfahrten in den Osten 1990/91 einer großen Neugier. Auch am Theater war das Interesse anfangs groß, »Westschauspieler galten als eine besondere Ware.« Doch die Neugier am »Exotischen« verschwand in dem Maße, in dem der Theateralltag einkehrte. »Eigentlich«, erinnert sich Regina Felber, »kam es zu keinem wirklichen Austausch, zumal mein West-Handwerk auch niemals abgefragt wurde.«

In den Ost-West-Gesprächen keinen Spiegel für die jeweils anders verlaufende Biographie finden zu können, zeigt sich immer wieder in den unterschiedlichsten Zusammenhängen. Annette Beckmann: »Daß man Kinder so spät kriegt, oder in der Welt rumzieht, oder innerlich ein Projektmensch ist und so sorglos gelebt hat, das war für viele im Osten wohl sehr ungewöhnlich.« Umgekehrt ist für Marlies Leibitzki eine typische Aussage zur eigenen Vergangenheit im Osten wie »Ich habe an die Sache geglaubt« bis heute mit den eigenen Deutungs- und Erfahrungsmustern nicht zu erklären. Sie beschreibt sich auch als diejenige, die »versucht hat, über ihre geschichtlichen Kenntnisse hinaus mehr zu erfahren. Etwas von den persönlichen Wünschen und Träumen der Menschen, die jenseits der ideologischen Vorgaben existierten. Schließlich sind das die spannenden Fragen für mich, wenn ich einen Menschen kennenlerne.« Sie, die sich gewünscht hatte, auf ein ähnliches Interesse an ihrer Person zu stoßen, stellte einigermaßen ratlos fest: »Ich weiß nicht, warum es hier keine Neugier auf mich gibt.«



Birgit von Rüdiger erfuhr, daß »die gleichen Worte mit einem anderen Hintergrund und Inhalt benutzt wurden«, so daß sie zu dem Schluß kam: »Wenn ich in England leben würde, hätte ich diese Probleme nicht, die ich hier mit der gleichen Sprache habe.« Die Versuche, eine gegenseitige Verständigung – biographische, politische, soziale Dimensionen mit einschließend – über die gemeinsame Sprache herzustellen, endeten nicht selten in Mißverständnissen oder an einer deutlich zu spürenden, unsichtbaren Grenze. »Wenn man über Probleme redet, hören Gespräche oft da auf, wo sie für mich eigentlich erst richtig anfangen« bedauert Marlies Leibitzki. Annegret Kallab-Welzel faßt die deutsch-deutschen Sprachspiele mit unbekanntenen Regeln in folgende Worte: »Ich habe erst später begriffen, daß gemeinsame Sprache eine Nähe herstellt, die gar nicht existiert.«

Einerseits ist die oftmals gescheiterte Kommunikation die Folge einer kulturellen Differenz, andererseits muß sie in einem größeren sozialen und politischen Zusammenhang gesehen werden. Die »deutsch-deutschen Einigungsgespräche« vollzogen sich zunehmend innerhalb starker medialer Ost-West-Zuschreibungen, in denen pauschale Urteile anstelle sensibler Differenzierungen überwogen. Zudem führten die rücksichtslosen wirtschaftlichen Eingriffe in die ökonomischen Strukturen oft zu radikalen Veränderungen beruflicher und privater Natur und stellten gelebte DDR-Biographien in Frage. Die neugierigen Fragen der Westfrauen wurden ausgerechnet zu einem Zeitpunkt gestellt, wo es galt, sich schnellstmöglich den fremden Erfordernissen anzupassen, ohne der eigenen Identität verlustig zu gehen. »Meiner Meinung nach gibt es auch heute noch eine Abwehrhaltung.« sagt Annette Beckmann. »Hier hatten die meisten Leute das Gefühl, ununterbrochen lernen zu müssen, auch so ganz einfache Dinge, zum Beispiel wie man eine Versicherung abschließt, und dann noch irgendwelche familienfeindliche Modelle aus dem Westen gut zu finden ... «

Doch es gab auch gelungene Kontakte. Diese waren vor allem innerhalb eines bestimmten Milieus möglich, nämlich dort, wo man auf der »gleichen Wellenlänge« lag. Heidi beschreibt ihre Freunde in Radebeul als »individualistisch«. »Es waren schon immer ›Nischenbewohner«, die sich nicht anpassen.« Birgit von Rüdiger erzählt: »Die Leute, die wir dann kennengelernt haben, waren auch immer welche, die Schwierigkeiten mit dem System hatten. So richtig Linientreue haben wir gar nicht kennengelernt.«

»Verständlich« findet Irmgard Weiß, daß die meisten vorerst unter sich blieben: »Hatten die Osis doch nach der Arbeit ihre Familien«, während viele der gerade gekommenen Wessis alleine waren. »Die Neuen haben sich dann halt zusammengeschlossen«, was als »ganz normaler Vorgang« (Christiane Filius-Jehne) betrachtet werden kann. Immerhin dauerte diese Situation für Irmgard Weiß ca. ein Jahr. Im Januar 92, als sie im Ministerium begann, arbeitete sie zunächst fast ausschließlich mit West-Kollegen. Ihre ersten Kontakte entstanden aufgrund ihrer abenteuerlichen Wohnsituation, die sie mit einem 70jährigen Berufsgewerkschaftler verband. Dieser führte die damals 30jährige in das noch rudimentäre Kneipenleben Dresdens ein. Für das anfängliche Nebeneinanderher von »Wessis und Osis« findet Christiane Filius-Jehne aber noch einen anderen Grund: »Es ist mir erst hier deutlich geworden, daß die Menschen nie ihre Stadt verlassen haben. Vielleicht wechselten fünf bis zehn Prozent doch mal aus beruflichen Gründen



den Ort. Aber der übergroße Teil der Bevölkerung ist seit Generationen hier. Es ist doch klar, daß dann längst nicht so das Bedürfnis bestand, den Freundeskreis zu erweitern.« Dennoch erlebt sie »die Sachsen als offen und neugierig«. Während Annegret Kallab-Welzel sich einem Dresden-Zentrismus gegenüber sieht, der satirisch überspitzt in dem Satz mündet »Es gibt auf der Welt nur Dresdner. 1. gibt es die Dresdner, die hier leben. 2. gibt es die Dresdner, die hier zufällig vor 80 Jahren geboren wurden, immer in Neuseeland gelebt haben und bei einem Dresden-Besuch artig sagen: ›Dresden ist die schönste Stadt der Welt‹. Hierher ziehen möchten sie aber nicht. 3. gibt es die Neu-Dresdner. Leute mit Geschmack, die es einfach in die schönste Stadt der Welt zieht. 4. gibt es berühmte Leute, die hier weder geboren sind noch gelebt haben und nicht sagen können, ›Dresden ist die schönste Stadt der Welt‹. Da erdreisten die Dresdner sich zu sagen: ›Er war immer Dresdner im Herzen‹. Da bin ich doch lieber Pieschenerin mit Leib und Seele.«

Abgesehen von der so erlebten Selbstgefälligkeit bietet das Leben in Dresden durchaus attraktive Seiten. So ist Annegret Kallab-Welzel vor allem wegen der schönen Umgebung nach Dresden gezogen. Irmgard Weiß findet besonders die Nähe zu Polen und Tschechien reizvoll. Mittlerweile ist sie Mitglied der deutsch-polnischen Gesellschaft. Im Rückblick erweist es sich für alle auch als äußerst angenehm, nicht von dem westlichen Konsumterror und den zur Selbstdarstellung gehörenden, üblichen Statussymbolen umgeben zu sein. Erst in der hier erlebten Konzentration auf die elementaren Bedürfnisse wird der Überfluß, der einen zuvor umgab, bewußt. »Die schönen Vorgärten und Läden im Westen waren schlimmer als die Ruinen im Osten«, findet Irmgard Weiß. Das Zuhause wird zu einer anderen Welt. Der Blick glitt irritiert über die gewohnten, in gepflegtem Grün säuberlich abgezirkelten Wohnquadrate und glatten Einkaufsmeilen. Umgekehrt begegnete man in einer Welt, in der die Zeit stehengeblieben schien, verschütteten Bildern der eigenen Herkunft. »In diesen Dörfern, wo sich Fuchs und Hase noch ›Gute Nacht‹ sagen, mit altem Pflaster und Alleen sehe ich plötzlich das, was ich von meinen Eltern erzählt bekomme, lebhaftig vor mir«, beschreibt Regina Felber ihre ersten Reise-Eindrücke in den Osten. »Das hatte diese Mischung, die es im glatten, sauberen Westen nicht mehr gibt.« Im Kontakt mit den Menschen fühlt sie sich zurückerinnert an die eigenen schon anachronistisch anmutenden Werte und Ideale der linken alternativen Szene. »Das ›Altmodische‹ hat mich hier interessiert, die Wurzeln. Diese Art von Wertebewahrung, eine bestimmte Art von Enthaltbarkeit, von Solidarität, eine Verlässlichkeit, die kenne ich nur von bestimmten Teilen der Hausbesetzer-szene.«

Im Gegensatz zu den bürgerlichen Eliten der westlichen Städtkultur mit einem traditionell gewachsenen Geldadel findet Christiane Filius-Jehne in Dresden eine »immer noch relativ offene Gesellschaft« vor, »wo man am Elbhangfest neben dem Innenminister stehen kann. Es gibt kein so starkes Schicht- oder Sozialgefälle.« Erleichternd ist für viele Frauen auch die Selbstverständlichkeit, mit der hier Beruf und Mutterschaft gelebt werden kann, da sie nicht nur die entsprechenden Angebote der Kinderbetreuung vorfinden, sondern auch kein ideologischer Rechtfertigungszwang besteht, als Mutter dennoch berufstätig zu sein.



Fiel der Abschied von der »Leichtlebigkeit« und der »Spaßgesellschaft« des Westens nicht allzu schwer, so vermissen doch die meisten Frauen in Dresden eine urbane Stadt- und Lebenskultur. Die landschaftlich schöne Lage sowie die unerwartet angetroffenen unzerstörten Stadtteile mit ihrer alten Bausubstanz täuschen nicht darüber hinweg, daß ein städtebauliches Zentrum fehlt. Die Selbstverständlichkeit von öffentlichem Leben wird, jenseits des vorhandenen Angebots an Einkaufsmöglichkeiten, hier nicht gefunden. So erlebt Marlies Leibitzki den Stadtkern als geradezu trostlos. Zu einer pulsierenden Stadtmitte gehöre die Möglichkeit, Freunde dort zufällig zu treffen und nicht nur Fremde und Touristen. Regina Felber räumt ein, daß sich die innerstädtische Situation für sie mittlerweile zum positiven geändert hat: »Früher war hier ein Flirt auf der Straße absoluter Zufall.« Heidi Yackley vermißt generell eine »Kultur des Genießens« und sucht vergeblich »die Kunst der Verführung«. Allgemein wird festgestellt, Dresden fehle internationales Flair; zu dem die Präsenz von Ausländern selbstverständlich gehöre. Annegret Kallab-Welzel fragt sich, »wer eigentlich von denen, die ich in der Straßenbahn sehe, das Kulturangebot der Kulturstadt Dresden wahrnimmt« und streitet mit jugendlichen Straftätern über den Mythos »Weltstadt Dresden«: »Welche Weltsprache wird denn in dieser ›Weltstadt‹ gesprochen?«

Die Frage, ob die Frauen sich nach 5 bis 10 Jahren in Dresden verwurzelt haben, ob sie sich hier wohl fühlen und sich vorstellen können, noch länger hier zu leben, wird mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Als »Dresdnerin« würde sich keine der Frauen bezeichnen. Die meisten fühlen sich so wohl, daß sie sich vorstellen können, auch noch länger hier zu leben. »Natürlich würde ich nicht sterben, wenn ich von Dresden wegmüßte, und manchmal umweht einen hier auch ganz schön der Provinzmief. Aber irgendwie ist es schon ›meine‹ Stadt, aus der ich nicht weg will«, bekennt Christiane Filius-Jehne. Der Freundeskreis rekrutiert sich schon längst nicht mehr allein aus West-Bekanntschäften. Festgelegt auf Dresden als endgültige Bleibe ist aber eigentlich niemand. »Ich fühle mich hier wohl, d. h. aber nicht, daß ich nicht von hier weggehen könnte.« So beschreibt Annegret Kallab-Welzel die bisher in Dresden verbrachten Jahre als einen Lebensabschnitt. Marlies Leibitzki ist mittlerweile wieder auf dem Sprung zurück in ihre Heimatstadt. Nach neunjähriger Theaterarbeit will sie sich eine »Auszeit« gönnen, aber »Dresden ist dafür nicht der richtige Ort«. Heidi Yackley lebt hier durchaus gerne, spürt aber in der letzten Zeit wieder verstärkt die Sehnsucht nach Paris. Wie für Heidi, spielt auch für die anderen Frauen bei der Überlegung, ob und wie lange man bleibt, die Tatsache eine Rolle, daß die Kinder inzwischen in ein soziales Umfeld hineingewachsen sind. Die Bindung an Dresden ist naturgemäß umso stärker, je mehr sich die eigenen Hoffnungen in Familie und Beruf erfüllt haben. Manche Erfolge sind hart erkämpft worden und haben Stolz und Selbstvertrauen geweckt. »Ich habe gelernt, mein eigenes Leben mit einer größeren Offenheit zu planen. Den hier andersartigen Abläufen und Begebenheiten mußte ich mit einer schärferen Beobachtung begegnen, und das empfinde ich als Bereicherung«, resümiert Birgit von Rüdiger. So erweisen sich gerade die Auseinandersetzungen mit der Stadt und ihren Menschen als identifikationsstiftend. Keine von ihnen bereut ihren Aufbruch nach Dresden. Sie leben, arbeiten und lieben in dieser Stadt, aber es könnte in Zukunft auch eine andere sein.



## Porträts und Skizzen

Sonja Koch

Marie Stritt – Frauenrechtlerin im Kaiserreich

Fast vierzig Jahre lebte Marie Stritt<sup>1)</sup> in Dresden. In dieser Zeit entwickelte sie sich von einer unpolitischen Schauspielerin zu einer engagierten, selbstbewußten, politisch handelnden Funktionärin, die Ute Gerhard in ihrem Überblickswerk zur deutschen Frauenbewegung als »Grenzgängerin zwischen den Fronten« in der deutschen Frauenbewegung einordnet.<sup>2)</sup> Die vorhandenen Quellen informieren in erster Linie über ihre vielfältigen Arbeitsaktivitäten. Persönliche Zeugnisse sind leider nicht überliefert. Marie Stritts Lebensweg ist im Vergleich mit den Frauenschicksalen ihrer Zeit ausgesprochen ungewöhnlich. Ungewöhnlich war schon die Tatsache, daß die am 18. Februar 1855 in Schäßburg/Siebenbürgen geborene Tochter des Rechtsanwaltes Bacon als Älteste von zehn Geschwistern regelmäßig am Privatunterricht ihrer Brüder teilnehmen durfte. Neben der damit verbundenen höheren Bildung vermittelte das Elternhaus dem begabten Mädchen schon in den frühen Jugendjahren die Bedeutung der Rechtsprechung in der Gesellschaft.<sup>3)</sup> Die liberale Erziehung eröffnete Marie Stritt zugleich die Möglichkeit, ihre künstlerischen Ambitionen voll auszuleben und in der Konsequenz Schauspielerin zu werden.

Sie absolvierte von 1874 bis 1876 das Konservatorium in Wien und erhielt danach ein erstes Engagement am Hoftheater Karlsruhe. Der erfolgreiche Beginn ihrer Schauspielkarriere fand seine Fortsetzung in Frankfurt a. M. Hier lernte sie den bekannten Wagner-Sänger Albert Stritt kennen, den sie 1879 heiratete. Als Albert Stritt nach Dresden verpflichtet wurde, beendete Marie Stritt 1889 ihre Bühnenlaufbahn. Offenbar ließen sich die Aufgaben als Mutter, Marie Stritt hatte inzwischen eine Tochter und einen Sohn geboren, nicht mehr mit der aufreibenden Tätigkeit einer Schauspielerin verbinden.

Aus Anlaß der Feier des 25jährigen Bestehens des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (ADF) nahm die an Frauenemanzipation interessierte Therese Bacon mit ihrer Tochter – Marie Stritt – am Jubiläumskongreß in Erfurt teil. Diese Begegnung mit den bedeutendsten Vertreterinnen der ersten Generation der Frauenrechtlerinnen, wie Louise Otto-Peters und Auguste Schmidt, gab den entscheidenden Impuls für Marie Stritts Interesse am Kampf für die Rechte der Frauen.

Aus den Aktivitäten eines Montagskreises »politisch interessierter Frauen in Dresden«<sup>4)</sup> konstituierte sich im Herbst 1891 die Ortsgruppe des ADF. In dieser Vereinigung machte sich Marie Stritt mit den Grundsätzen und Zielen der aufkeimenden Frauenbewegung vertraut, die sie als ein ganzes Bündel sehr praktischer Aufgaben verstand, die öffentlich diskutiert und gelöst werden mußten.

Ganz in diesem Sinne ergriff sie bald selber das Wort und versuchte, durch regelmäßige öffentliche Vorträge und in Flugschriften Frauen für Frauenfragen zu sensibilisieren und zu inter-



essieren. Ihre Auftritte kamen an, denn Marie Stritt besaß Ausstrahlung wie Selbstbewußtsein und war zudem eine hervorragende Rednerin. Zu all diesen Eigenschaften kam noch ein außerordentlich organisatorisches Talent hinzu.

Marie Stritt galt als unangepaßt, weil sie sich vor allem den Rechtsfragen zuwandte. Ein Ergebnis ihrer Bemühungen war der Dresdner Rechtsschutzverein, der am 15. Januar 1894 seine Arbeit aufnahm. Keine der im Rechtsschutzverein engagierten Frauen konnte auf ein Jurastudium aufbauen. Allerdings hatte Marie Stritt in ihrem Elternhaus sowohl ein Rechtsbewußtsein und aufgrund der Anteilnahme an der Tätigkeit des Vaters auch elementare Rechtskenntnisse erworben. Die ersten Beratungen hilfeschender Frauen wurden auf der Grundlage von Selbststudium und mit Hilfe von Erfahrungen und Verstand von den Vereinsmitarbeiterinnen durchgeführt.

Bald erhielten die Frauen des Rechtsschutzvereins zusätzlich Hilfe von zwei Rechtsanwälten, von denen sich der eine auf die an »ihn gerichtete Aufforderung unentgeltlich zur Verfügung stellte, der andere seine Dienste dem Verein unaufgefordert anbot«.<sup>5)</sup>

In den Dresdner Zeitungen wurde für die Inanspruchnahme der Rechtsberatung und Rechtsauskünfte durch Frauen und Mädchen geworben. Anfechtungen seitens der Juristen blieben nicht aus. Mit der Begründung, »die Rechtsschutzstätigkeit pfusche den Juristen ins Handwerk, sei eine Art Winkelkonsulenz und entziehe ihnen Klienten«.<sup>6)</sup> Die Frauen ließen sich nicht beirren und arbeiteten weiter. Durch erfolgreich geführte Prozesse und ständig steigende Besucherzahlen (1894/628; 1914/4004) wurde die Rechtsschutzstelle bald zu einer Institution für Frauenangelegenheiten in Dresden. Der Hilfs- und Beratungsbedarf war groß. Marie Stritt konstatierte 1906 für Deutschland eine »allgemeine Unwissenheit der Frauen in Bezug auf ihre staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten und ihre gesetzlichen Beschränkungen«. Als Ursachen dafür führte sie »Erziehungsmängel«, die Vernachlässigung der »Schulung der logischen Urteilskraft« der weiblichen Jugend sowie eine »systematisch genährte Unselbständigkeit, geistige Abhängigkeit und Hilflosigkeit« an.<sup>7)</sup> Ihr Ziel bestand darin, die Rechtsaufklärung unter breiten Schichten der Bevölkerung weiter voranzutreiben. Die hilfeschenden Frauen waren in erster Linie Arbeiterinnen und Hausangestellte. Am meisten gefragt war die Rechtsberatung zum Familienrecht. Den starken Zuspruch wertete Marie Stritt als »beste(n) Beweis, wie zeitgemäß es war, auf diesem Gebiet den Hebel anzusetzen«<sup>8)</sup>, und verwies dabei auch auf die zahlreichen Anfragen auswärtiger Frauenvereine zur Arbeit des Rechtsschutzvereins und dessen Beratungsstelle. Das Dresdner Modell machte Schule, und in seinem Gefolge entstanden ähnliche Rechtsschutzstellen in Breslau, Berlin, Barmen, Zürich, Leipzig, Wien und Danzig.

Als Auguste Schmidt aufgrund ihres Alters und anderer Aufgaben von ihrem Amt zurücktrat, wurde Marie Stritt 1899 ihre Nachfolgerin als Vorsitzende des Bundes Deutscher Frauen. Gleichzeitig leitete sie die Redaktion des Vereinsorgans »Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine« und schließlich ab 1915 die Zeitschrift »Die Frauenfrage«.

In der neuen Tätigkeit erweiterte Marie Stritt ihren Gesichtskreis erheblich, sie gewann intensivere und detailliertere Einblicke in die Fragen der politischen und privaten Stellung der Frau. Besonders engagierte sie sich für die Forderung nach dem Frauenwahlrecht und für die verstärkte internationale Zusammenarbeit der bestehenden Frauenorganisationen.



Die im Bund Deutscher Frauen offensichtlich bestehenden Gegensätze zwischen den Vertreterinnen der »radikalen« und der »gemäßigten« Richtung der Frauenbewegung vermochte die undogmatische Marie Stritt über zehn Jahre auszugleichen. Als 1908 das Verbot politischer Betätigung für die Frauen endlich fiel, verschärften sich die Gegensätze, und die Kontroversen wurden innerhalb des Bundes nicht mehr nur zwischen jüngeren und älteren, sondern auch zwischen den konservativen und den liberalen Frauen sowie innerhalb der einzelnen Verbände und Vereinigungen immer deutlicher und immer offener geführt.

Offenbar änderten sich innerhalb des Bundes die Mehrheitsverhältnisse zugunsten der konservativen Frauenvereinigungen. Marie Stritt konnte die bestehenden Divergenzen

aber immer weniger ausgleichen und wurde schließlich vom Vorsitz des Bundes Deutscher Frauenvereine abgelöst. Nach ihrem Ausscheiden aus dem Vorsitz findet sie jedoch neue Aufgaben.

Schon frühzeitig war ihr klar geworden, daß Veränderungen der patriarchalen Gesellschaft erst nach grundsätzlichen Veränderungen des Frauenrechts eintreten könnten. Als Vorsitzende des Gesamtverbandes der Frauenstimmrechtsvereine engagierte sie sich für die Durchsetzung dieses Zieles. Erstmals in der deutschen Geschichte nahmen Frauen im Jahre 1919 das aktive und passive Wahlrecht wahr. Damit war eine ganz zentrale Forderung der Frauenbewegung durchgesetzt. Für die 64jährige Marie Stritt bedeutete das aber noch keinen Rückzug aus ihrem politischen Engagement. Zunächst kandidierte sie als Gründungsmitglied der Deutschen Demokratischen Partei<sup>9)</sup> für die Nationalversammlung. Da ihr der Sprung auf das nationale parlamentarische Parkett nicht gelang, blieb sie auf der regionalen Ebene aktiv.

Unter Leitung Marie Stritts wurde 1919 der Stadtbund Dresdner Frauenvereine gegründet, dessen Vorsitz sie auch innehatte. In diesem Stadtbund waren verschiedene Vereine, u. a. auch der Rechtsschutzverein zusammengefaßt. Ein gemeinsames, koordiniertes Handeln der Frauen, das hatte Marie Stritt in ihrer Tätigkeit immer wieder erfahren, brachte größere Erfolge.

Zwischen 1920 und 1922 kann man Marie Stritts Namen in verschiedenen Listen des Stadtrates finden.<sup>10)</sup> Offenbar wurden ihre Erfahrungen und Fähigkeiten hoch geschätzt und zur Verbesserung der kommunalen Arbeit gern in Anspruch genommen. Im Oktober 1925 leitete sie die in Dresden stattfindende Tagung des Bundes Deutscher Frauenvereine.

Marie Stritt starb 1928 im Alter von 73 Jahren, ihr großer persönlicher Einsatz für die Belange der Frauen und Mädchen hat die Frauenbewegung weiter vorangebracht. In zahlreichen Nachrufen wurde ihr Engagement und ihre Leidenschaft für die Frauenfrage, deren Realisierung



Marie Stritt



Marie Stritt immer als »Kulturaufstieg« betrachtete, gewürdigt: »Sie war ein ›politischer Mensch‹ im weitesten und besten Sinne des Wortes. Klarheit und Präzision des schriftlichen und mündlichen Wortes, Verständnis für die Bedingungen politischer Wirkung, Sicherheit in der Bewahrung der Idee und im Festhalten an der Richtung des Willens, furchtlose Kritik und ein starkes Talent für die Führung von Organisationen, die Leitung von Verhandlungen waren ihre Ausrüstung für diese Wirkung. Das Beste und Höchste, was von einem Menschen gesagt werden kann, ist, daß seine formende Hand in der Gestaltung seines Wirkungsfeldes der geschichtlichen Rückschau unauslöschlich erkennbar bleibt. Es sind nicht viele Frauen, die in diesem höchsten Sinne Führerinnen waren. Marie Stritt gehörte zu ihnen!«<sup>11)</sup>

#### Anmerkungen

- 1) Bei der Erarbeitung des Beitrages konnte unter anderem auf eine Staatsexamensarbeit von Anke John. Das Leben und Wirken der Marie Stritt. Dresden, 1997, zurückgegriffen werden.
- 2) Gerhard, Ute: Unerhört, Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Reinbek bei Hamburg, 1990, S. 177
- 3) Vgl. Geisel, Beatrix: Klasse, Geschlecht, Recht. Baden-Baden, 1997, S. 79
- 4) Koch, Marlies, Iris Schilke: Frauen in Dresden. Dresden, 1993, S. 93
- 5) Stritt, Marie: Rechtsschutz für Frauen. In: Helene Lange, Gertrud Baumer (Hrg.) Handbuch der Frauenbewegung. Frauenbewegung und soziale Frauentätigkeit in Deutschland nach Einzelgebieten. Berlin, 1901, S. 124
- 6) Die Rechtsschutztätigkeit der Frauen. In: Frauenwelt, Beiblatt zu der Dresdner Volkszeitung und der Volkszeitung für Zittau, Pirna, Freiberg, Meißen, 1910, S. 1
- 7) Stritt, Marie: Rechtsschutz für Frauen. S. 128
- 8) Erster Jahresbericht des Rechtsschutzvereins für Frauen in Dresden. S. 4 ff.
- 9) Gerhard, Ute: S. 177
- 10) Akten der Stadtverordneten zu Dresden, betr. Die gemischten Ausschüsse. Lit A No 53, Bd. V. S. 121 ff.
- 11) Die Frau: 36, (1928) 1, S. 3

#### Gabriele Gorgas

#### Paula Modersohn-Becker und Dresden

Es gibt Orte, da stolpert man alle Nase lang über Hinweise, wer da wo und wann geboren und schließlich zu welcher Berühmtheit gelangt ist. Vielleicht, weil sie es nötig haben und Besucher anlocken wollen. Oder, weil sie stolz sind auf ihre Söhne und Töchter unter den Großen. Manche haben es weder nötig noch sind sie stolz. Sie nehmen einfach aus Bequemlichkeit, Vergeßlichkeit, aus einer gewissen Ignoranz heraus ein Lebenswerk kaum wahr. Und wiederholen damit den Tod auf mehrfache Weise. Man kann ja mal einfach den Versuch machen, irgendwo im Zentrum Dresdens Touristen oder Ansässige zu fragen, wo das Geburtshaus von Paula Modersohn-Becker zu finden ist. »Weiß ich nicht, wer ist denn das?« Wäre eine Möglichkeit der Antwort. Dresdner würden vielleicht noch nachfragen: »Wo soll denn das sein?« Und dann mit Blick auf die weithin sichtbare Kuppel der Yenidze den Weg nach Friedrichstadt erklären. Bei halbwegs wissenden deutschen Kulturreisenden käme eher ein mitleidiges: »Sie irren sich. Die Modersohn-Becker kommt aus Bremen.«



Speziell in dieser Frage kann man darauf vertrauen, daß es die Mutter von Paula, Mathilde Becker, verbindlich weiß. Sie schreibt an ihre Tochter in einem Brief vom Februar 1906: »Dreißig Jahre sind es heute, daß Du das Licht der Welt erblicktest in unserer kleinen Wohnung in der Schäferstraße zu Dresden-Friedrichstadt. Draußen war ein Unwetter, die Elbe ging mit Eis und brachte Hochwasser vom Gebirge herunter. Regenstürze wechselten mit Schneestürmen, und Vater, der immer fürsorgliche, konnte sich um Dich und mich nicht kümmern, sondern mußte die Tage und Nächte draußen in angestrengtester Arbeit verbringen, denn die neuerbauten Dämme seiner Bahn begannen an der Elbe zu rutschen, und Millionen standen auf dem Spiel außer seiner Ehre als Ingenieur.«

In vielen Büchern wird dieser Brief zitiert. Dann kommen noch ein paar Angaben zu den Eltern, um schon bald mitzuteilen, daß die Beckers 1888 nach Bremen übersiedelt sind. Damit ist für einige aus der stets wachsenden Schar von Biografen (natürlich gibt es auch andere) das Herkommen von Paula Becker meist schon abgehakt. Ein einziger, noch dazu Hobby-Historiker, allerdings mit hervorragendem Ruf, hat sich bislang die Mühe gemacht, wirklich nach den Dresdner Quellen zu forschen, Familien-Zusammenhänge herauszufinden, Wohnungen zu belegen, Grabstätten aufzusuchen. Doch Bernd Hünlich lebt nicht mehr, und in seiner unbeirraren Art ist er auch nicht zu ersetzen. Wenn man ihn und Paula ernst nimmt, muß man anknüpfen an das, was er akribisch dokumentiert hat.

Übrigens, nach dem Geburtshaus in der Schäferstraße/Ecke Menageriestraße braucht man nicht mehr zu suchen. Im Krieg zerbombt, wurde das Haus später abgerissen. Der in Fischerhude lebende Christian Modersohn, ein Sohn aus Otto Modersohns dritter Ehe, berichtet von einem Hilfeersuchen Dresdner Bürger, um noch Vorhandenes zu retten. Doch, als die Anfrage kam, sei es schon zu spät gewesen. Es bleibt noch der Gang zur nahegelegenen Friedrichstraße 46, wohin die Beckers schon zwei Monate nach Paulas Geburt mit ihren nunmehr drei Kindern übersiedeln. Die geräumige Erdgeschoßwohnung bringt vor allem auch den Vorteil eines großen Gartens, den die Witwe von Johann Andreas Schubert liebevoll angelegt hat. Das Blumenparadies spielt in der Erinnerung aller Familienmitglieder eine erhebliche Rolle.

Dieses Gebäude ist als einziges der drei Wohnstätten der Familie Becker in Dresden erhalten geblieben. Zurückgesetzt, von einer halbhohen Mauer etwas verdeckt, wirkt es mit seiner ver-



Paula Modersohn-Becker, Selbstbildnis um 1904



wittert belassenen Vorderseite und der in rückwärtiger Ansicht rekonstruierten Fassade fast wie eine Neuauflage Potemkinscher Dörfer. Nur, daß das Neue versteckt und das Alte herausgestellt ist. Sicher steht dem Gebäude, das derzeit als Kinderhaus vom Krankenhaus Friedrichstadt genutzt wird, noch manches bevor. Gedenktafeln für Prof. Schubert und August Röckel sind an der Mauer angebracht. Der Hinweis auf Paula Becker, der heute in der europäischen Kunst des 20. Jahrhunderts wesentliche Bedeutung zukommt, fehlt.

Die immer wieder überraschenden Bilder von Paula Modersohn-Becker in Dresdner Museen zu suchen, ist vergebliche Liebesmüh. Die Gemäldegalerie Neue Meister hat nie eine Arbeit der Malerin angekauft, die zunächst mehr über ihre Briefe und Tagebücher als über ihr stets umstrittenes künstlerisches Werk bekannt wurde. Im Bestand findet sich jedoch von Otto Modersohn »Das alte Haus in Worpswede« von 1897. Es wurde im Entstehungsjahr über die Pröll-Heuer-Stiftung erworben. Zwei Bilder von Paula, die im Besitz vom Stadtmuseum Dresden waren, sind in der Aktion »Entartete Kunst« aus der Sammlung entfernt worden. Das »Mädchen mit Gänsen an einem Tümpel« (entstanden um 1901, erworben 1928) wurde 1937 beschlagnahmt und 1940 an Bernhard A. Böhmer, Güstrow, verkauft. Es befindet sich heute in Privatbesitz. Der Verbleib des zweiten ausgesonderten Bildes »Kirche in Worpswede« (entstanden um 1902, erworben 1922) ist unbekannt.

Nach der von Andreas Hüneke in London entdeckten Liste beschlagnahmter Werke sowie Unterlagen des Reichspropagandaministeriums sind von Paula Modersohn-Becker in der Aktion der Nationalsozialisten insgesamt 23 Bilder sowie ca. 23 Zeichnungen und ca. 22 Blatt Druckgraphik betroffen.

Im frühen Werkverzeichnis von Gustav Pauli, dem Direktor der Bremer Kunsthalle, findet sich das 1907 entstandene »Stilleben mit Jasmin« noch im Besitz von Amtsgerichtspräsident Dr. Arthur Becker in Dresden. Der Bruder des Vaters sicherte Paula Becker während ihrer Berliner Studienzeit mit einem Beitrag von jährlich 600 Mark die weitere Ausbildung und unterstützte 1900 ihre erste Reise nach Paris. In den 40er Jahren geht das Bild in Hamburger Privatbesitz über. Der Verbleib ist unbekannt. Es gilt seitdem als Kriegsverlust.

Es würde wahrlich Sinn machen, dem feingespinnenen Netz von Beziehungen, die zu Lebzeiten ebenso wie in der Folge zwischen Paula Modersohn-Becker, ihrem Werk, ihrer Familie und Dresden bestehen, sorgsam nachzugehen. In Dresden wirkte zum Beispiel auch Rolf Hetsch, Herausgeber vom 1932 erstmals erschienenen »Buch der Freundschaft«. In verantwortlicher Position sorgte er entscheidend für das Überleben der als entartet abgestempelten Werke der Malerin.

Fündig wird auch, wer sich in Dresden oder Chemnitz sowie überhaupt im sächsisch-thüringischen Raum auf die Spurensuche nach der Familie von Bültzingslöwen (Paulas Mutter, Mathilde, ist eine geborene von Bültzingslöwen) sowie der Beckerschen Familie des Vaters begibt. 1904 beziehen Cora und Wulf von Bültzingslöwen ihren neuerbauten Familiensitz hoch auf dem Hausberg oberhalb von Pillnitz. Das heute unter Denkmalschutz stehende Gebäude vermittelt mit seiner wiederhergestellten Zimmerflucht im Erdgeschoß – etwas tiefer gelegen ein Musiziersaal – den großzügigen Lebensstil von Paulas vermögender Verwandtschaft. 1914 kommt ein weiteres repräsentatives Gebäude hinzu. Nachkommen derer von Bültzingslöwen leben heute



zum Beispiel in Schweden und der Schweiz. Ein aufwendiges, aber lohnendes Puzzlespiel ist, die Mitglieder der weit verzweigten Familie Becker herauszufinden. Doch da sind die Wege meist nicht so weit. Und noch naheliegender ist, in Dresden die Familiengräber derer von Bültzingslöwen auf dem Alten Annenfriedhof sowie der Familie Becker auf dem Trinitatisfriedhof aufzusuchen.

Paula Modersohn-Becker (1876–1907) ist zweifellos eine der faszinierenden Frauenpersönlichkeiten in der Kunst des 20. Jahrhunderts. Wer einmal ihre Werke im Original erlebt sowie in der Wahrnehmung etwas von ihrer Kraft und konsequenten Art gespürt hat, der kann und will nicht mehr von ihr lassen. Mit 31 Jahren, wenige Tage nach der Geburt ihrer Tochter Mathilde, stirbt Paula Modersohn-Becker am 20. November 1907 in Worpsswede an einer Embolie. Die letzten Aufnahmen der Überglücklichen mit ihrem Kind im Arm stammen von Hugo Erfurth. Der bedeutende Bildnisphotograph, gut bekannt mit Heinrich Vogeler aus dem Worpssweder Künstlerkreis und gerade dabei, eine Porträtfolge von Otto Modersohn aufzunehmen, kann nicht ahnen, daß er mit diesen Photographien nicht nur die Frau des Malers, sondern eine der wichtigen deutschen Malerinnen des gerade beginnenden neuen Jahrhunderts aufnimmt.

Als neun Jahrzehnte später die Tochter Tille Modersohn am 26. August 1998 hochbetagt in Bremen stirbt, geben ihr Christian Modersohn und seine Familie ein bezeichnendes Wort ihrer Mutter, das Otto am 23. März 1903 in seinem Tagebuch notiert hat, mit auf den Weg. »Es ist merkwürdig: in der Kunst geht es wie in der Liebe (sagte heute Morgen Paula); je mehr man sich giebt, desto mehr man empfängt.«

Ingrid Kirsch

### Julie Salinger – eine der ersten Frauen im Länderparlament Sachsens

Am 25. Februar 1919 tagte die neu gewählte Volkskammer des Freistaates Sachsen zu ihrer ersten Sitzung. In der Eröffnungsansprache erklärte das Mitglied des neuen Gesamtministeriums, der Volksbeauftragte Dr. Georg Gradnauer: »... Insbesondere begrüße ich auch die hier anwesenden Frauen, die früher von der Volksvertretung ausgeschlossen waren und jetzt zum ersten Male an dieser Stätte erscheinen, um mitzuwirken an den Aufgaben der Gesetzgebung zum Wohle der Gesamtheit.«

Eine dieser drei Frauen war Julie Salinger. Sie gehörte zur 22köpfigen Fraktion der Deutschen Demokratischen Partei – DDP und hatte im 1. Wahlkreis erfolgreich kandidiert. Während der Wahlperiode der Volkskammer arbeitete sie im Rechenschafts- und im Prüfungsausschuß des Parlaments. In der ersten Wahlperiode des sächsischen Landtags vom 7. Dezember 1920 bis 14. September 1922 war sie erneut Mitglied der nunmehr achtköpfigen Fraktion der DDP und eine der sechs weiblichen Abgeordneten.

Julie Salinger war Mitunterzeichnerin des Gründungsaufufes des Vereins der DDP für Dresden und Umgebung am 30. November 1919. Nach dem Bremer Parteitag im November 1921 wurde sie in den Parteiausschuß gewählt.



Julie Salinger geb. Brann wurde am 31. Juli 1863 in Ortelsburg in der preußischen Provinz Ostpreußen geboren. Ihr Ehemann war Julius Israel Salinger. Am 7. Februar 1887 wurde beider Sohn Paul geboren. Die Familie Salinger lebte seit ca. 1898 in der Stadt Dresden.

Julius Salinger war ab 1904 zusammen mit seinem Bruder Isidor Inhaber einer Juteschuhfabrik, ab 1905 Mitinhaber einer Schuhwarengroßhandlung und -fabrikation. Ihm gehörte das Grundstück Kronprinzenplatz 2. Er starb bereits am 3. Januar 1921.

Julie Salinger lebte also mit Mann und Sohn in guten mittleren bürgerlichen Verhältnissen. Ihre Familie gehörte sehr bald zu den anerkannten jüdischen Einwohnern Dresdens. Typisch für sie war deren aktive Arbeit in der Israelitischen Religionsgemeinde zu Dresden. Ehemann Julius war z. B. Gemeinderatsmitglied. Sohn Paul Salinger war von 1925 bis 1932 geschäftsführender Vorsteher der Israelitischen Religionsgemeinde zu Dresden und prägte dabei maßgeblich die innere Gemeindeumstrukturierung während der Weimarer Republik. Insgesamt wirkte die Familie Salinger dabei stets im Sinne des jüdischen Liberalismus. Sie verstanden sich als deutsche Staatsbürger jüdischen Glaubens.

Auf das aktive Wirken Julie Salingers in Dresden treffen wir bereits Anfang des 20. Jahrhunderts, also unmittelbar nach der Übersiedlung ihrer Familie nach Sachsen. Die junge Frau gehörte innerhalb der Israelitischen Religionsgemeinde zu Dresden sehr bald zu den Begründerinnen vieler sozialer Frauenvereine, wie 1902 des Schwesternbundes der Fraternitasloge und später des Mädchenheimes dieser Loge. 1904 gab sie die Anregung zum Aufbau eines Gemeinde-Kinderhortes. Sie arbeitete im Schwesternbund, im Verein Kinderhort und im Israelitischen Frauenverein viele Jahre als Vorsitzende oder im Vorstand. Die Ferienkolonie für Kinder ärmerer Gemeindemitglieder und ab 1909 das Ferienheim in Oberrochwitz waren jahrelang ein Hauptfeld ihrer Arbeit. Dabei vertrat sie die Positionen der liberalen Richtung der Frauenbewegung, die anstrebte, die jüdischen Frauen von der allgemeinen Wohltätigkeit im Gemeindeverband zur regelmäßigen Wohlfahrtspflege zu führen. Es ging um die Neubestimmung des Platzes eines bürgerlich und konfessionell orientierten Frauenvereins in der Weimarer Republik.

Analog zu diesem gemeindeinternen Bemühen wirkte Frau Salinger im Stadtbund Dresdner Frauenvereine. Hier galt ihre Arbeit der Förderung der sozialen und rechtlichen Stellung der Frauen in der Gesellschaft. Hervorzuheben sind zum einen ihr Wirken als Mitglied des Zentralausschusses der Kriegsorganisation Dresdner Vereine während des Ersten Weltkrieges. Zum anderen war sie in Zusammenarbeit mit staatlichen Dresdner Stellen Gründerin einer Rechtsschutzstelle und Mitorganisator einer Eheberatungsstelle für Frauen. In beiden Institutionen arbeitete sie bis Anfang der 30er Jahre federführend mit. Darüber hinaus vertrat sie den Stadtbund im Vorstand des Landesverbandes Sächsischer Frauenvereine.

Für Julie Salingers Tätigkeit in Volkskammer und Landtag ist regelmäßige und äußerst aktive Arbeit sowohl im Plenum als auch in den Ausschüssen nachweisbar. Dabei trat sie sachkundig auf; sie sprach sehr engagiert und häufig emotional geprägt.

Zentrales Anliegen ihrer Parlamentsarbeit war es, für die Familien die sozialen Existenzbedingungen zu sichern. Das waren für sie vor allem Arbeit, Mindesteinkommen, Lebensmittelversorgung, Wohnung sowie eine gesicherte Gesundheitsbetreuung im umfassenden Sinne und der Zugang aller zu Bildung und Kultur.



Um diese Existenzbedingungen garantieren zu können, forderte sie umfassende Reformen, die aber nur schrittweise und nur in dem Maße durchgeführt werden sollten, wie es der Staat in der jeweiligen Situation verkraften konnte. Sie war gegen schnelle, radikale Lösungen. Bereits in der fünften Sitzung der Sächsischen Volkskammer am 4. März 1919 mahnte sie: »Und nun lassen Sie mich, bitte, noch ein Wort ... dagegen sagen, was ein Herr von der ganz linken Seite des Hauses hier ausgesprochen hat. Er erklärte, daß die Streiks und die schlimmen Zustände, die wir jetzt erleben ... geschehen müsse[n], weil man gegen Nationalversammlung und Reichsregierung vorgehen wolle, daß alle diese Verhältnisse aus politischen Gründen hervorgerufen werden. Dagegen muß ich als Frau und Mutter den schärfsten Protest aussprechen, denn wir können diese politischen Auseinandersetzungen nicht gutheißen in einem Augenblick, wo es an den Lebensnerv des ganzen deutschen Volkes geht ...« In Zeiten höherer staatlicher Leistungsfähigkeit sollte das Reformierte ausgebaut werden. Deshalb trat sie im Parlament z. B. für Sicherung des Existenzminimums der Hebammen und nicht für deren Verbeamtung ein, sie forderte die Verbesserung der Bedingungen der Heimarbeiter, nicht die Beseitigung der Heimarbeit.

Frau Salinger betrachtete das gewählte Parlament als das entscheidende Organ für Veränderungen. Die Abgeordneten waren für sie unabhängig von ihrer politischen Position gemeinsam verantwortlich für die Lösung anstehender Fragen. Deshalb forderte sie wiederholt die Fraktionen und deren Wähler und Anhänger auf, politische Meinungsverschiedenheiten so lange zurückzustellen, bis die dringendsten sozialen Probleme gemeinsam geklärt worden seien.

Besonders große moralische Bedeutung maß sie den Erfahrungen der Frauen bei, deren Alltag besonders hart wäre, weil sie die Existenz der Kinder und Familie in der Zeit größter Not sichern mußten. In Verbindung mit ihrer Forderung, daß häufiger sachkundige Frauen gehört werden sollten, beantragte sie am 17. März 1921 im Landtag die Schaffung einer Stelle im Ministerium für Volksbildung für eine Frau für die Mädchenfortbildungsschule auf dem Lande und die Ausbildung von Lehrerinnen.

Frau Salinger forderte vor allem gleiche Rechtsstellung und mehr soziale und materielle Sicherheit der Frau sowie gleiche Chancen für die Bildung der Mädchen. Bei ihrer Argumentation für gleiche Bezüge für Männer und Frauen bei Erwerbslosenunterstützung und Kleinrenten am



Julie Salinger



2. November 1921 im Landtag wurde sie sehr konkret: »Weshalb wird dieser Unterschied gemacht? Soll denn verewigt werden, daß die Frauen geringere Mengen Nahrungsmittel zu sich nehmen sollen als die Männer? Haben denn die Frauen weniger Ursache, dafür Sorge zu tragen, daß sie bei Kräften und erwerbsfähig bleiben? ... Ich kann nur nicht verstehen, daß dieses Mindestmaß so verschieden ausfallen soll für Männer und Frauen.«

Julie Salinger engagierte sich für die Vervollkommnung der Volkserziehung und -bildung. Dabei forderte sie nicht nur Chancengleichheit für Jungen und Mädchen, sondern auch für Kinder aller sozialer Schichten, mahnte ein höheres Niveau der Bildung und auch aller Bildungsvermittler an. Im einzelnen referierte sie zur Verantwortung des Kinos für die Erziehung der Jugendlichen, forderte auch für Unbemittelte Musikausbildung in Konservatorien und vertrat die Gemeinschaftserziehung aller Kinder.

Nicht nur Altersgründe sind die Ursache dafür, daß Julie Salinger ab 1933 kaum noch wirksam werden konnte. DDP und demokratische Frauenbewegung wurden, wie alle anderen nicht nationalsozialistischen Parteien und Organisationen, aufgelöst und deren Tätigkeit verboten; die gesellschaftliche Wirksamkeit einer Jüdin war für die Nationalsozialisten undenkbar. Julie Salinger blieb in Dresden, weil ihr ganzes Leben mit der Stadt verbunden war und vielleicht auch deshalb, weil ihr Mann und seit März 1933 auch ihr Sohn auf dem neuen jüdischen Friedhof in Dresden bestattet waren. Es gibt keine Hinweise auf Auswanderungsabsichten. Im Zuge der Vertreibung der jüdischen Einwohner aus »rein arischen« Straßen wird ihre Wohnadresse im Dresdner Adreßbuch ab 1940 nicht mehr angegeben. Julie Salinger lebte mit ihrer Schwester Minna Bertha Salinger geb. Brann im »Judenhaus« Bautzner Straße 20.

Ihre letzte »Wohnanschrift« war Theresienstadt. Am 25. August 1942 wurde die 79jährige Julie Salinger gemeinsam mit der 74jährigen Bertha Salinger im fünften Transport von Dresden nach Theresienstadt geschickt. Vorher mußten auch sie, wie viele Juden, einen »Heimeinkaufsvertrag für eine Gemeinschaftsunterbringung« unterzeichnen. Julie Salinger mußte dafür 3000 Reichsmark bezahlen.

Die sächsische Volkskammer- und Landtagsabgeordnete Julie Salinger wurde im Konzentrationslager Theresienstadt umgebracht.

### Quellen

Adreßbuch für Dresden und Vororte. Ausgaben für 1898 bis 1942.

Archiv der Stiftung »Neue Synagoge Berlin. Centrum Judaicum« Alle Unterlagen zur Dresdner israelitischen Religionsgemeinde.

Gräberbuch der Jüdischen Religionsgemeinde Dresden. Dresden 1952.

Gemeindekorrespondenz der Jüdischen Religionsgemeinde Dresden. Buchstabe S.

Jüdisches Jahrbuch für Sachsen und Adreßbuch der Gemeindebehörden und Vereine. 1931/32. Ausgabe Dresden.

Sächsisches Hauptstaatsarchiv. Landtagsakten 1919–22, Landtag 1919–33. Nr. 2, 295, 296.

Stadtarchiv Dresden. Liste über die z. Z. in Dresden wohnhaften reichsdeutschen Juden. Stand vom 1. 9. 1939 sowie Akten des Stadtbundes der Demokratischen Frauenvereine.



Ernst Günther  
Trude Stosch-Sarrasani

Es ist eigentümlich. Da hat sie nur zehn Jahre in dieser Stadt gelebt, und fünfzig Jahre später erinnern sich die Dresdner noch immer lebhaft an sie. Ältere geraten gar ins Schwärmen. Nie sprach man sie mit »Frau Direktor« an, stets mit »Frau Trude«. Die Vertraulichkeit hat Zeit und Entfernung überlebt.

Was mag es sein, das sie so sehr in Hirn und Herz der Mitmenschen verankerte? Ihre Schönheit? Ihre Leistung? Ihr Mut? Ihr Schicksal?

Sie ist Schweizerin und Deutsche und Argentinierin. Als sie 1996 in einem Interview gefragt wurde, wo sie ihre Heimat sehe, antwortete sie: »Zirkus ist immer international. Und Heimat ist dort, wo man angenommen wird.« Trude Stosch-Sarrasani.

Als Gertrud Helene Kunz am 18. Januar 1913 in Zürich geboren, Tochter eines sächsischen Kapellmeisters, erhielt sie eine musikalische Ausbildung, spielte aber auch Kinderrollen in Theater und Film (so an der Seite von Käthe Dorsch) und wurde Solotrompeterin der Showband Yale-Girls. Mit 20 wechselte sie ins Escamillo-Ballett. Einzig zum Zweck, mit diesem im Zirkus Sarrasani nach Südamerika zu reisen.

Und wie aus Geschichten Geschichte wird: Schon auf der Überfahrt verliebte sich der Sohn des Zirkuskönigs, der den gleichen Namen trug wie sein Vater, Hans Stosch-Sarrasani, in das selbstbewusste Mädchen. Verlobung in Sao Paulo 1934, Hochzeit in Buenos Aires 1935. Da hatte der Junior bereits die Direktionsnachfolge für den in Brasilien verstorbenen Senior angetreten. So war die junge Dame mit einemmal die ranghöchste Frau im Unternehmen. Verantwortung statt unbeschwerter Fröhlichkeit.

Sarrasani war der populärste deutsche Zirkus des Jahrhunderts und dessen Spiegelbild. Ge gründet hatte ihn der Dressurclown Hans Stosch-Sarrasani (2. 4. 1873–21. 9. 1934) im Winter 1901/02 in Radebeul. Weltpremiere war am 30. März 1902 in Meißen als »größter Circus der Jetztzeit« mit 3600 Plätzen – erstes deutsches Wanderunternehmen mit elektrischem Licht. Am 22. Dezember 1912 folgte am Dresdner Carolaplatz der modernste Zirkusbau Europas, das »Circus-Theater der 5000«. 1927 kamen zwei gigantische Zelte für 10 000 Personen, 1928 der einzigartige transportable Winterbau hinzu. Der erste Automobilzirkus der Welt mit 175 Fahrzeugen entstand. Der Personalbestand überstieg die 800, der Tierbestand die 1000. Ein »Überzirkus« in den sächsischen Landesfarben Weiß-Grün, die so in aller Welt bekannt wurden.

Kraft künstlerischer Kreativität, technischer Innovation, unternehmerischer Risikobereitschaft und einfallreicher Werbung machte der alte Sarrasani seinen Zirkus zum Nonplusultra. Beseelt vom Gedanken, Zirkus als »Kultur- und Bildungsstätte des ganzen Volkes« zu etablieren, die Kunst der Manege auf die Akzeptanzstufe von Oper, Ballett, Schauspiel zu heben – »Der Zirkus ist das Theater des Volkes« postulierte er, »echte Volks-Massen-Kunst« –, plante und realisierte er seinen Zirkus als Gesamtkunstwerk.

Vom Preußen zum Sachsen mutiert, bekennender Dresdner und Weltbürger, beschäftigte Hans Stosch-Sarrasani d. Ä. in seinem Unternehmen zahlreiche Juden in leitenden Positionen, allen voran als Geschäftsführer Josef Bamdas und als Syndikus Dr. Fritz Ney. Als es in Deutsch-





Trude Stosch-Sarrasani,  
1942

land für sie immer kritischer wurde, nahm er beide und weitere sieben mit nach Südamerika und rettete sie so vor dem Holocaust.

Dies das große Erbe, das zunächst der Sohn und bereits sieben Jahre später die Schwiegertochter anzutreten hatte; denn Hans Stosch-Sarrasani d. J. starb nach schwerer Krankheit am 9. Juli 1941 in Berlin (geb. 15. April 1897). Wie gut, daß seine Frau ihre Feuertaufe als Prinzipalin unter der Anleitung von Bamdas und Ney bereits in Argentinien bestanden hatte! Während ihr Mann das gigantische Unternehmen praktischerweise teilte und mit einem Zirkus nach Deutschland zurückkehrte, führte sie den zweiten durch die argentinischen Städte.

Außerdem hatte der Gatte umsichtig für ihre künstlerische Ausbildung gesorgt. Da sie Pferde über alles liebte, ließ er sie von so berühmten Dresseuren und Reitern wie Ernst Schumann, Carl Petoletti und Josef Kugler ausbilden. Mit neuartigen Freiheitsdressuren und einer hohen Schule präsentierte sich Trude Stosch-Sarrasani ab 1936 den Dresdnern.

»Als ich vor der Frage stand, die Gesamtleitung des Unternehmens zu übernehmen, zögerte ich keinen Augenblick«, erzählt sie. »Ich fühlte mich dem Namen, den ich trug, und dem Werk des großen alten Herrn, den ich stets bewunderte, verpflichtet.« Daß dies in schwerer Zeit, mitten im Krieg, geschah, konnte sie nicht schrecken. »Gerade in dieser Zeit brauchten die Menschen den Zirkus.«

Die traditionelle Kreativität des Hauses Sarrasani erfaßte auch Frau Trude, die als »jüngste Zirkusdirektorin Europas« und »schönste Frau des deutschen Zirkus« gefeiert wurde. Wie der Schwiegervater die Manegenkunst seiner Zeit angepaßt hatte, tat sie es in ihrer. Sie begründete einen neuen Zirkusstil, der sich an der Revue orientierte, und brachte am 2. April 1944 die



»I. Trude Sarrasani-Schau« unter dem Titel »Durch die Welt im Zirkuszelt« heraus, die als erstes Zirkusmusical der Welt gilt.

Politisch eher naiv, sah sie ihren Zirkus als Welt in der Welt, fragte wie ihr Vorbild nicht nach dem Glaubensbekenntnis oder der Herkunft zuverlässiger Mitarbeiter. Bis zuletzt beschäftigte sie deutsche Halbjuden, Tschechen und Polen und organisierte beispielsweise für diese eine öffentliche Kleidersammlung. Als sich das Kriegsende abzeichnete, suchten ihre Vertrauten Überlebensmaterial durch Vergraben zu retten. Ihre eigenen Leute denunzierten sie. Trude Stosch-Sarrasani wurde im Januar 1945 wegen »Wehrkraftzersetzung« und »Bevorzugung von Ausländern« verhaftet, kam zuerst in die Schießgasse, dann ins berühmte Zuchthaus Münchner Platz. Nur dem persönlichen Eingreifen eines (General-?)Staatsanwaltes von Freytag verdankt sie in letzter Minute ihre Freiheit.

Was niemand erwartet hatte, geschah am Faschingsdienstag, der das Datum 13. Februar 1945 trug. Sarrasani spielte wie jeden Tag, nur die Vorstellung war lustiger als sonst. Da dröhnten britische und amerikanische Bomber heran und löschten in einem Feuersturm ohnegleichen das alte Dresden aus. Glücklicherweise konnten sich, rechtzeitig in die sicheren Keller gebracht, alle Zirkusbesucher retten. Von den sechs Bereitem, die mit sechzehn Pferden an der Elbe Schutz suchten, kamen fünf samt den Tieren um. Als einziger überlebte der Ladislav Potuzak, der sich hinter dem riesigen Fahnenmastsockel verborgen hatte. Im Zirkusgelände verbrannten die Tiger in ihren Käfigwagen. Von den Mitarbeitern starben weitere zwölf auf dem Nachhauseweg. »Nicht mehr und nicht weniger«, gibt die Prinzipalin zu Protokoll. »Alles andere sind Lügen.«

Als am 14. Februar 4 Uhr die Kuppel in sich zusammenstürzte und ein Nilpferd in seinem stabilen Kellerbassin lebendig begrub – es wurde später gerettet und nach Rußland gebracht –, war das Schicksal des Zirkus Sarrasani besiegelt. »... wenn wir hätten auch im Zelt wieder spielen können, da ich das Material für einen kompletten Reisezirkus samt Wohnwagen und den Tierbestand nach Prossen, die Elefanten in der Schweiz ausgelagert hatte.« Als sie jedoch den heimlichen Hinweis erhielt, die Gestapo habe die Untersuchungen wieder aufgenommen, zogen es Trude Stosch-Sarrasani und ihr Lebensgefährte Gabor Nemedi vor, sich bei Nacht und Nebel abzusetzen. Die deutsche Kapitulation feierten sie mit Amerikanern an der tschechisch-bayrischen Grenze.

Der Tod des Zirkus in Dresden aber sollte nicht der Tod des populärsten Zirkus der Welt sein. Die Sarrasanis hatten Besitztümer in Argentinien, da schon der Junior einen Zirkus in Buenos Aires schaffen wollte. Mit einigen Getreuen wanderte Frau Trude aus und – realisierte den Traum ihres Mannes. Am 28. April 1948 eröffnete sie, finanziell unterstützt von zwei argentinischen Showunternehmern, in einem zeltüberdachten Steinbau von Buenos Aires Sarrasani-Shangri La. Für die Premiere in Anwesenheit von Staatspräsident Perón und seiner Frau Evita hatte sie sich einen besonderen Prolog ausgedacht. Ein Clown berichtete vom Ende in Dresden und sang »Lache, Bajazzo!«

Der Präsident, vom Schicksal des »el Sarrasani« angerührt, erklärte anschließend: »Sie können in Argentinien bleiben, solange Sie wollen.« Ein Jahr später, als das Unternehmen Frau Trude allein gehörte, verlieh er diesem auf Vorschlag von Evita den Titel »Argentinischer National-



circus«. Sarrasani Monumental Circo Grandes Espectaculos wurde zum größten und bedeutendsten Zirkus Südamerikas, bis er in Brasilien einem Brandanschlag zum Opfer fiel. Trude Stosch-Sarrasani zog sich auf ihre Farm in Quilino zurück.

Doch einige Jahre später rief sie einen neuen Sarrasani ins Leben. 1968 konstruierte Martin Santiago dafür ein Kuppelgebäude, »den ersten Glasfaserzirkus der Welt« mit 2800 Plätzen, Manege und Bühne wie in Dresden. Die Künstler reisten bereits aus Europa an, als sich herausstellte: eine gigantische Fehlkonstruktion! Der Professor hatte die Statik falsch berechnet!

»Ich habe niemals aufgegeben.« Der letzte Zirkus der Unermüdlichen spielte in Hallen und ging dann im angemieteten Zelt auf Reisen durch Stadt und Land. Noch einmal die großen Schlagzeilen: »Sarrasani ist wieder da!«, »Ein Lichtermeer am Retiro!«

1972 löste Trude Stosch-Sarrasani überraschend das Unternehmen auf. Konkurrent Fernsehen war übermächtig geworden, und ihr Zirkus sollte nicht erst dahinsiechen.

Seit 1998 steht fest: Es wird nicht der letzte Sarrasani gewesen sein! Frau Trude übertrug die Namensrechte dem argentinischen Architekten Jorge Héctor Bernstein. Und der entwirft für Buenos Aires einen Zirkuskomplex und für Dresden ein Kultur- und Unterhaltungszentrum SARRASANI. Sagt man hier: »Sarrasani gehört zu Dresden wie der Zwinger«, sagt man dort: »Sarrasani gehört zu Buenos Aires wie der Tango.«

*(Unter Verwendung der »gesprochenen Memoiren einer großen Zirkusdirektorin«, aufgeschrieben vom Autor 1998/99)*

Una Giesecke

Ursula Bergander – »Das Wichtigste, was ein Geburtshelfer braucht, ist ein Schemel«

Die einzige »Klinik für schmerzarme Geburt« der DDR befand sich in Dresden. Hier kamen von 1958 bis 1972 weit über 18 000 kleine Erdenbürger zur Welt. Schmerzarm – das klingt nach Anästhesie. Das Gegenteil war der Fall: Als Erfolg galt eine Entbindung, die ohne Schmerzmittel verlief. Ein Vorläufer heutiger Geburtshäuser. Erstmals durften damals die werdenden Väter an dieser »Sternstunde« teilhaben. Das war ungewöhnlich für die 50er Jahre, galt doch Geburt als reine Frauensache. Nur wenige rundum desinfizierte Ehemänner nutzten das Angebot und waren eifrige Helfer und stolze Fotografen.

Die Zimmer waren klein, eine Hebamme stets in der Nähe. Der Beschreibung nach herrschte eine gelassene, fast familiäre Atmosphäre. An den farbigen Wänden hingen Bilder und Batiken. Die Schwangeren kannten die Räume und das Personal aus den Vorbereitungskursen. An mehreren Abenden hatte man einander kennengelernt. Welcher Zauber konnte in einem Kreis sich wölbender Bäuche liegen. Noch versuchte kein Ultraschall, den Schleier zu lüften. Nur das hölzerne Hörrohr meldete ein leises Klopfen: die Dinge nahmen ihren natürlichen Lauf. In ausführlichen Gesprächen über den Geburtsvorgang verloren die »jungen Muttis«<sup>1)</sup> ihre Unsicherheiten, bei Entspannungsübungen und Gymnastik probten sie die neue Atemtechnik. Durch die geforderte Mitarbeit<sup>2)</sup> konnten sich Ängste und Verkrampfungen lösen.



Die Klinik in der Georgenstraße 4 zählte neben dem Diakonissenkrankenhaus zu den gefragtesten Adressen. Getreu der »Pawlowschen Methode« der Ablenkung vom Schmerzempfinden strickten die Niederkommenden in bequemen Sesseln oder »guckten in die Röhre« – einen aus Trinkgeldern<sup>3)</sup> zusammengesparten Schwarz-Weiß-Fernseher<sup>4)</sup>. Ein vertrautes Gespräch und ein warmes Bad halfen, die Wehenwogen abzumildern. Vor dem Einsetzen der Preßwehen bekamen die Gebärenden Kaffee oder Schwarztee mit Traubenzucker und dadurch Energie für die Austreibungsphase. Im Alltag anderer Kliniken undenkbar, wo die »Patienten« für eventuelle Operationen nüchtern zu bleiben hatten. Zu Silvester wurden Ankommende schon mal schmunzelnd in die Sektrunde einbezogen.

Ursula Bergander – Gründerin, Leiterin und Seele des Hauses<sup>5)</sup> – hatte faktisch Handlungsfreiheit, so daß mancher die Außenstelle des Krankenhauses Dresden-Neustadt für eine Privatklinik hielt. Schon in ihrer Facharztausbildung hatte sie begonnen, mit vertrauensbildenden Gesprächen den Anästhesiemittelverbrauch erstaunlich zu senken. Diese ganzheitliche Sicht hinterfragte eine immer spezialisiertere Medizin. Dem ängstlichen Wunsch nach perfekter Kontrolle begegnete sie mit dem alten Grundsatz »Schwangerschaft ist keine Krankheit«. Was vielleicht den Widerstand mißtrauischer Krankenhausärzte erklärt. Die Klinik blieb ein Einzelfall.

Wer war die ruhige kleine Frau mit dem runden Gesicht, die hinter Schmetterlingsbrille und sachlicher Erscheinung so viel freundliche Wärme versteckte? Woher nahm sie ihre emanzipatorischen Ansätze? Welche Rolle spielte das Vorbild der Mutter Elisabeth Titze, die ihr als einem der ersten Mädchen 1925 den Zugang zur elitebewußten Fürstenschule St. Afra in Meißen erstritten hatte und deren Praxis Ursula schließlich übernahm? Welchen Einfluß übten die großen Reformbestrebungen auf die humanistisch gebildete Schülerin und Jenaer Studentin aus?

1936 trat sie in die NSDAP ein. Vielleicht teilte sie die allgemeine Überzeugung angesichts des Rückgangs der drückenden Arbeitslosigkeit. Vielleicht glaubte sie tatsächlich, ihrem kommunistischen Liebsten dadurch Rückendeckung geben zu können. Jung und verliebt genoß sie das Leben und schwärmte für das Berliner Theater mit Gründgens und Minetti. Im ersten Fronturlaub nach Kriegsausbruch heiratete Ursula den Maler Rudolf Bergander. Nach ihrem Mann<sup>6)</sup>



Ursula Bergander,  
Gemälde von Rudolf Bergander, 1940/46  
Privatbesitz



ist eine Straße in Dresden benannt. Ursula hatte Rudolf als 22jährige kennengelernt und seine Begeisterung für Tucholsky, Ringelnatz und die Expressionisten geteilt.

Ihr erstes Baby brachte sie unter Schmerzen zur Welt. Ihre Mutter war da, die Hebamme nicht. Bei der Geburt des zweiten Sohnes<sup>7)</sup> saß sie trotz gesprungener Fruchtblase im entspannenden Wannenbad: »wahrscheinlich ein Versehen der Hebamme – und verspürte kaum Schmerzen.«<sup>[1]</sup> Schlüsselerlebnisse, die ihr späteres Credo als Ärztin prägten.

Wie konnte der Schutzraum ihrer Dresdner Klinik in einer Zeit, die Disziplin über Individualität stellte, 15 Jahre lang bestehen bleiben? Filme<sup>8)</sup> und Vortragskampagnen warben für die neue Methode. Die Fachärztin verfaßte statistische Nachweise und Arbeitsanweisungen<sup>9)</sup>: »Ich war im Fernsehen und in Frauenzeitschriften mit großem Tam-Tam.«<sup>[1]</sup> Die politische Akzeptanz der Klinik erleichterte ihr die Arbeit. Anfang der fünfziger Jahre diskutierte die Fachwelt die psychoprophylaktischen Methoden des französischen Arztes Lamaze und des sowjetischen Neurologen Dr. Welwowski. Begeistert von seiner Theorie hatte die deutsche Geburtshelferin sich viel von einer Begegnung versprochen. Doch dessen herablassende Selbstbespiegelung und unrealistische Behauptungen enttäuschten die erfahrenere Praktikerin. Während andere sich in Fachzeitschriften profilierten, legte sie größten Wert auf den Patientenbezug im Klinikalltag.

Ursula Bergander war überzeugtes SED-Mitglied. Die neue Ideologie entsprach dem Berufsethos der Ärztin, kranken Menschen unabhängig von ihrer finanziellen Lage helfen zu können. Sämtliche Kosten für die Entbindungsstation mit 40 Angestellten und die gynäkologische Praxis übernahm das staatliche Gesundheitswesen. – Arbeitsbedingungen, um die westwärts gezogene Kollegen sie beneiden konnten. »Ich war bekannt als, naja, als rote Socke.« Doch: »Von wegen Mitregieren!«<sup>[1]</sup> Den ewigen Sitzungen in Partei, DFD-Bundesvorstand oder als Stadtverordnete zog sie ihre Arbeit, ihre Verantwortung für die Schwangeren vor. Hier fand sie sinnstiftende Arbeit und Anerkennung für fachliches Können.

Als der überlastete Körper Tribut forderte, löste man, wie sie befürchtet hatte, die Klinik umgehend auf. Dr. Berganders Versuch, ein Stück menschliche Wärme und Würde in ihrem Verantwortungsbereich zu sichern, traf Anfang der siebziger Jahre auf eine erstarkende Technikgläubigkeit. »Wir haben zwar Zwillinge und Drillinge entbunden und mit Vakuumextraktion gearbeitet. Aber ich konnte nicht operieren.« Genau das lieferte den Anlaß, sich von der verdienstvollen Genossin und ihrem – aus gerätemedizinischer und pharmazeutischer Sicht etwas abschätzig belächelten – Experiment zu verabschieden. Zwar waren Schwangerengymnastikkurse in einigen DDR-Krankenhäusern eingeführt worden, doch verlässlicher persönlicher Kontakt und mehr Entscheidungsfreiheit für die Hebammen hätten Sand im Getriebe eines hierarchisch strukturierten Schichtbetriebes bedeutet.

Bei den in das nächstgelegene staatliche Kreißsaalbett Eingelieferten sprengte man in den 70ern routinemäßig Fruchtblasen. »Oft wurde die Geburt dadurch pathologisch gemacht. Alte Frauenärzte haben uns immer gesagt: Das Wichtigste, was ein Geburtshelfer braucht, ist ein Schemel, auf den er sich setzt und warten kann.«<sup>[1]</sup> Geduld und Vertrauen aufzubringen, wenn es um Leben und Tod gehen konnte, erfordert Erfahrung und Mut.

Vielerorts bekämpfte man die Ängste der Mütter mit Schmerz- und die Ungeduld der Ärzte mit Wehenmitteln. Überwachungstechnik und weiße Kittel vermittelten Sicherheit. Hospitien-



rende Ärzte und Studenten umstanden im Lehrklinikum die mit hochgehängten Beinen Gebärenden. Schichtwechsel in der Phase des Sichöffnens – ein fremdes Gesicht, eine unsensible Muttermunduntersuchung – schon verkrampfte sich wieder alles.

Zum 8. März 1996 bekam die betagte Medizinalrätin unerwarteten Besuch in ihrer Loschwitzer Wohnung. Schmal und aufrecht stand sie in der Tür, eine schöne Frau. Junge Hebammen eines Berliner Geburtshauses<sup>12)</sup> hatten zufällig von der in keinem Lehrbuch erwähnten Wegbereiterin erfahren, die erste Impulse für ein natürlicheres, ganzheitlicheres, ein menschlicheres Verständnis von Geburtshilfe gegeben hatte.

#### Anmerkungen

- 1) im DDR-Sprachgebrauch eine durchaus liebevoll gemeinte Anrede
- 2) das Englische kennt für Wehen zwei Übersetzungen: »labour« = Arbeit und »pains« = Schmerzen
- 3) das eingeschworene Kollektiv der Hebammen und Schwestern schwärmte noch Jahrzehnte später von der »schönsten Zeit ihrer Berufstätigkeit«
- 4) Anfang der sechziger Jahre von hohem Anschaffungs- und Prestigewert
- 5) in der inzwischen nach Otto Wagner benannten Straße
- 6) dem späteren Hochschulrektor
- 7) der später einmal als Frauenarzt in die Fußstapfen seiner Mutter treten sollte
- 8) »Kreißaal, bitte nicht stören!« oder »Der schönste Augenblick«
- 9) Ihre 1962 auf eigene Kosten gedruckte Hebammenanleitung über »Die psychoprophylaktische Geburtsvorbereitung« erschien in tausend Exemplaren, war schnell vergriffen und wurde nicht wieder aufgelegt.
- 10) an der sanften Geburt nach Leboyer orientiert, Kriterien für eine erfolgreiche Geburt sind heute: daß die Frau eine ihr angemessene Position findet, daß sie nicht zu lange über ihre Kräfte gehen muß und im Anschluß Eltern und Kind glücklich zusammensein können.



## Neuerscheinungen zur Dresden-Literatur

**Die Schatzkammer Augusts des Starken. Von der Pretiosensammlung zum Grünen Gewölbe**  
Dirk Syndram, Leipzig, E. A. Seemann, 1999

»Kein Hof in der Welt besitzt solch Kunststück!« – In der Tat, so wie es J. Chr. Hasche 1783, aber auch Autoren wie Iccander und Keyssler im 18., dem ruhmreichen augusteischen Jahrhundert Sachsens, jubilierend betonen: das Grüne Gewölbe mit seinen Kabinettstücken war eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, eben ein Juwel für sich in der glanzvollen Reihe bemerkenswerter Bauten und Kunstwerke, mit denen Dresden prunken konnte. Prächtiger und anders als alle vergleichbaren Sammlungen blieb es einzigartig, bis der Zweite Weltkrieg die Trennung des Gefüges von Räumen und Beständen und in der Folge die bis heute bestehende provisorische Ausstellung der Nachkriegszeit erzwang.

Seine Direktoren haben es nicht nur konservatorisch betreut und wissenschaftlich erschlossen, sondern das Wissen ihrer Zeit um die Bestände auch in großen Publikationen zugänglich gemacht, von Jean Louis Sponsels monumentalem vierbändigem Werk, das zwischen den Weltkriegen erschien (Leipzig 1924–1932) bis zu Joachim Menzhausens Veröffentlichung aus dem Jahre 1968. Hier reiht sich nun Dirk Syndram mit einem rund 230 Seiten starken Buch ein, das die Perspektive wechselt:

Wenige Jahre, bevor das Grüne Gewölbe neu im alten Glanz wiedererrichtet sein wird, ließ dessen gegenwärtiger Leiter die Quellen, insbesondere im Sächsischen Hauptstaatsarchiv, neu sichten. Die so zutage getretenen vielen dokumentarischen Details bringen zwar keine grundstürzend neuen Erkenntnisse, aber sie gestatten es, manche Aussagen der früheren Forschung zu revidieren. Zugleich folgt Syndram den Ergebnissen der neueren Forschung, die sich in den letzten Jahren sehr intensiv mit dem fürstlich-höfischen Sammlungswesen, insbesondere mit den frühneuzeitlichen Kunstkammern, auseinandersetzte und vor allem die repräsentative, also eminent politische Bedeutung des Sammlungswesens in der Konkurrenz der Fürstenhöfe untereinander bewußt gemacht hat. So kann er nun die von Jugend an gepflegte Beschäftigung Augusts des Starken mit fürstlicher Schatzkunst schildern, kann zeigen, welche Bedeutung Pretiosen für ihn hatten, wie sich die Konzeption und Einrichtung des Grünen Gewölbes entwickelte und wie sich der Kurfürst-König persönlich und in gleicher Intensität wie für die großen Bauten auch für die Neuorganisation seiner Schätze engagierte.

Durch Auswertung zeitgenössischer Äußerungen, moderner Forschungsliteratur und einer Fülle neuer fotografischer Aufnahmen der Spitzenstücke bietet Syndram eine lebendige historische Darstellung. Sie gipfelt in einem Rundgang, der vor Augen führt, wie auf Schritt und Tritt alles, direkt oder indirekt, den Ruhm Augusts des Starken verkündete. Der architektonisch vorgeprägte und in der Ordnung der Sammlung angelegte Verlauf einer solchen Begehung demonstrierte den Besuchern – und das waren vor allem die Adligen beider Herrschaftsgebiete – in



einer sich fortlaufend steigernden Schaustellung die Macht des Fürsten. Was in der politischen Realität nie gelang, die untrennbare Vereinigung Sachsens und Polens unter der uneingeschränkten Herrschaft des Wettiners, hier manifestierte sie sich in kostbarster und damit um so eindrucksvollster Form.

(Der Verfasser dieser Zeilen freut sich, daß damit die Thesen eines eigenen Vortrages zum Thema vom Mai 1998 an der Dresdner Universität Bestätigung finden, vermißt hier allerdings den Hinweis, daß damit gewissermaßen auch Selbstdarstellung als Ersatzhandlung inszeniert wurde, weil der Kurfürst-König oft von Dresden fern war und in Warschau weilte.)

Das informative, durchgängig gut lesbare und schöne Buch verstärkt noch die Erwartung, in naher Zukunft das Gesagte wieder selbst erleben zu können.

Carsten-Peter Warncke

### **Die Sophienkirche im Wandel der Geschichte. Franziskanische Spuren in Dresden.**

Markus Hunecke OFM, Benno-Verlag, Leipzig 1999. 191 Seiten, 43 Abbildungen. DM 26,80.

Erstmals wieder seit Robert Brucks Veröffentlichung von 1912 (Die Sophienkirche in Dresden, ihre Geschichte und ihre Kunstschatze) wird hier ein Buch vorgelegt, das sich mit der gesamten Geschichte der ehemaligen Franziskanerklosterkirche befaßt. Der vollständige Verlust des Bauwerkes hat, so paradox es zunächst erscheinen mag, das Wissen um seine Entstehung wesentlich erweitert. Die jetzige Publikation verfügt über die Erkenntnisse aus den bauarchäologischen Untersuchungen an der 1962–1964 abgetragenen Ruine und auf dem Klosterareal, und insofern geht sie natürlich über das ältere Werk hinaus. Außerdem will sie nicht nur die Geschichte der Kirche darstellen, sondern darüber hinaus dem Wirken der Franziskaner in Dresden nachgehen. So gliedert sich das Buch in die zwei umfangreichen Hauptteile »Das Minoritenkloster in Dresden« und »Das weitere Schicksal der Minoritenkirche nach der Reformation«, denen sich ein knapper dritter Teil »Franziskaner nach der Reformation in Dresden« anschließt. Er führt im wesentlichen Personalien auf und besitzt keinen Bezug mehr zur Sophienkirche.

Das Buch versteht sich laut Vorwort als Dokumentation, basierend auf Urkunden, Akten und sonstigen Aufzeichnungen. Unerwähnt bleibt die vorhandene Literatur, obwohl gerade sie die Substanz des Buches ausmacht. Die beiden ersten Drittel bestehen größtenteils aus einer Aneinanderreihung von Texten, die ihr entnommen sind. Robert Brucks Werk ist über viele Seiten hin schlichtweg abgeschrieben. Dabei wird dann auch unkritisch ein überholter Forschungsstand wiedergegeben und jüngere Literatur, obwohl verzeichnet, nicht ausgewertet.

Das ausführliche Quellen- und Literaturverzeichnis ist als Positivum hervorzuheben. Doch trotz aller Nachweise ist der Umgang mit der benutzten Literatur nicht immer korrekt. Der Brucksche Text ist teilweise wörtlich abgedruckt, aber nicht als Zitat gekennzeichnet, während an anderer Stelle getrennte Passagen zu einem scheinbar zusammenhängenden Zitat verbunden sind. Hinzu kommen Flüchtigkeiten wie eine falsche Seitenangabe, die seitenverkehrte Abbildung elf und Betlogen, die zu Betonlogen werden. Namensverstümmelungen wie die zweima-



lige des Dresdner Architekturhistorikers Heinrich Sulze zu Sulz oder Stolpe statt Stolpen legen den Verdacht einer manchmal zu geringen Vertrautheit mit dem Stoff nahe. Das betrifft insbesondere die baugeschichtliche Terminologie und Problematik wie auch den sehr allgemein und oberflächlich gehaltenen Einleitungsabschnitt über die Stadt. Aus unüberlegten Formulierungen entstehen wiederholt historische Unrichtigkeiten.

Einen eigenen Beitrag zur Thematik leistet erst das letzte Drittel des Buches. Die von Matthias Lerm (Abschied vom alten Dresden) übernommenen Ausführungen sind durch zusätzliche Archivrecherchen ergänzt, und hier wird auch das weithin trocken referierende Buch lebendig. Neben einer Auflistung der geretteten Kunstwerke werden erstmals die Ergebnisse der Grabungen von 1998 veröffentlicht. Daß dabei jeder Bezug zur Rekonstruktion des ersten Kirchenbaues unterbleibt, bezeichnet die generelle Schwäche des Buches: die Unfähigkeit, die in ihm zusammengetragenen Einzeluntersuchungen zu einem Ganzen zu verbinden. Zudem beeinträchtigt eine oft kurzatmige und nicht immer überzeugende Gliederung das Verständnis der geschichtlichen Zusammenhänge.

Der Wert des Buches, das einen Überblick über die Franziskaner in Dresden, die Geschichte ihres Klosters und ihrer Kirche versucht, liegt in der Zusammenstellung des vorhandenen Schrifttums. Es erleichtert sein Auffinden. Seine Lektüre kann es nicht ersetzen.

Walter May

#### Dresdner Geschichtsbuch (Band 5)

Herausgegeben vom Stadtmuseum Dresden, DZA Verlag für Kultur und Wissenschaft, Altenburg 1999, ISBN 3-9806602-1-4

Mit dem fünften Band des Dresdner Geschichtsbuches ist die vorerst auf zehn Bände konzipierte Reihe zu einem stattlichen Kompendium von rund 1200 Seiten angewachsen. Auch dieser bisher seitenstärkste Band präsentiert sich als ein Geschichten- und Bilderbuch, das vom Blättern zum Lesen verführt und zu intensiver Beschäftigung verleitet. Zwölf Autoren, darunter acht aus dem Stadtmuseum (gar neun, nimmt man Museumsfotograf Franz Zadniček hinzu), zeichnen in diesem »Lesebuch« ein buntes Kaleidoskop der Stadtgeschichte.

Der Rezensent mußte sich der Versuchung des eigenen Ichs in der Buchbesprechung erwehren, so sehr wecken Örtlichkeiten und Begebenheiten persönliche Erinnerungen. Breiten Raum beansprucht auch diesmal das so widersprüchliche 20. Jahrhundert, dessen Kriege und Diktaturen folgerichtig nicht ausgespart werden konnten. Matthias Neutzners Beitrag »Der Wehrmacht so nahe verwandt« behandelt die Eisenbahn in den Kriegsjahren bis zur zielgerichteten Zerstörung der Dresdner Bahnanlagen durch amerikanische Bomber am 17. April 1945. Krieg und Frieden beherrschen auch die faktenreiche Untersuchung von Holger Starke über das Industriegelände an der Königsbrücker Straße. Trotz einer im Rahmen dieses Buches wohl unvermeidlichen »drastischen« Kürzung von Text und Anmerkungsapparat findet man eine Überfülle gründlich recherchierter Fakten zu einem bislang wenig erschlossenen Thema.



Auf wirtschaftliche Aspekte hat Stadtteilmforscher Siegfried Bannack weitgehend verzichtet. Sein Beitrag über Klotzsche mit reizvollen alten Ansichten aus eigener Sammlung vermittelt ein im wesentlichen freundliches, ja liebevolles Bild von Dorf und Kurort. Flugzeugbau und Nachfolgebetriebe der »Industriestadt Klotzsche« mit zeitweise 15 000 Arbeitsplätzen kommen dagegen kurz weg. Korrekter sollte der Absturz der Versuchsmaschine im Mai 1959 nicht als Ende des Flugzeugbaus bezeichnet werden. Dieser Industriezweig wurde erst zwei Jahre später buchstäblich über Nacht eingestellt.

Matthias Griebel stellt sich im Beitrag »Von der Wetzequelle zum Theaterplatz« der Aufgabe, den bündelnden Reichtum an Geschichte und Kultur rund um diesen Platz auf 40 Seiten zu komprimieren, weiß von der Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens und hat folgerichtig weniger Bekanntes umfänglicher ausgeführt, Bedeutenderes knapp vermerkt. Christel Wünsch erforschte das Schicksal des Dresdner Elfenbeinschnitzergewerbes, das erst mit dem Tod von Gerhard Laßig 1993 in der Elbestadt erlosch. Der Geschichte der Dresdner Wohnungsbaugenossenschaften und ihrer Standorte bis zum Zweiten Weltkrieg geht Karl-Heinz Löwel nach.

Friedrich Reichert hat sich nach früheren Beiträgen über den Alltag der DDR nunmehr das letzte Jahrzehnt des »sozialistischen Gangs« vorgenommen. Viele der abgebildeten Dokumente und Objekte aus dem Stadtmuseum sorgen bei Weggefährten jener Jahre sicher für den gewissen Aha-Effekt; Nachgeborene werden eher das Bild einer etwas kuriosen, doch recht anheimelnden Puppenstube ableiten. Die Untersuchung von Machtstrukturen und Mechanismen einer in ihrem tiefsten Wesen kleinbürgerlichen Parteidiktatur am Beispiel einer Großstadt sprengt sicher den Rahmen der Konzeption; notwendig wäre sie.

Nochmals wird Dresdens Schicksal im 20. Jahrhundert in der Gestalt von Wilhelm Külz lebendig. In der Reihe Dresdner Oberbürgermeister stellt Christel Hermann diesen von den Nationalsozialisten vertriebenen und auf Jahrzehnte letzten bürgerlich-demokratischen Kommunalpolitiker im Amt des Stadtoberhauptes vor.

Verwaltungsgeschichte aus älterer Zeit untersucht Sieglinde Richter-Nickel mit ihrem Beitrag über die Stadtverwaltung vom 13. Jahrhundert bis zur Einführung der wegweisenden Städteordnung von 1832. Daß Adreßbücher auch in Dresden unschätzbare Quellen für die Stadtgeschichte sind, beweist Gisela Hoppe an vielen Beispielen. Beide Beiträge warten mit nutzerfreundlichen Verzeichnissen auf. Last not least eine Dokumentation über das Federzimmer Augusts des Starken aus dem Schloß Moritzburg. Cornelia Hofmann und Birgit Tradler gehen der Geschichte des Paradebettes nach und berichten über die Restaurierung des Baldachins in der Werkstatt des Stadtmuseums.

Wilfrid Hahn



---

## Weitere Bücher zum Thema

---

### Die industrielle Revolution in Sachsen 1800–1861, Band 2.1

Rudolf Forberger, Franz Steiner Verlag 2000, 612 S., 148 DM

Mit dem vorliegenden Band wird die dreibändige Gesamtdarstellung und damit das Lebenswerk des bedeutenden Wirtschaftshistorikers, der 1997 verstarb, abgeschlossen. Behandelt werden die Wandlungen Sachsens vom Agrar- zum Industriestaat nach 1831 in allen relevanten technologisch-ökonomischen Details wie kulturellen und sozialen Folgen. Vorgelegt wird *das* Standardwerk zum Thema.

### Dresden und Spanien

Hrsg. Christoph Rodiek, Verlag Vervuert, Frankfurt/M., 2000, 250 S.,

Die Anthologie versammelt die Vorträge eines Kolloquiums der TU Dresden von 1998, mit dem ein erster, grundlegender Versuch unternommen wurde, eine bislang unbekannte Kulturbeziehung zu beleuchten. Gestalten wie A. R. Mengs, Ludwig Renn, Victor Klemperer wurden ebenso auf ihren Spanienbezug untersucht, wie spezielle Betrachtungen angestellt wurden z. B. zu spanischen Kunstbeständen in Dresden und botanischen Studien auf der iberischen Halbinsel.

### Dresden, A City Reborn

Hrsg. Anthony Clayton, Alan Russell, Berg Edition, Oxford 1999, 350 S., 24 £

Inspiriert durch die enge Verbindung des Dresden Trust zur Stadt (Alan Russell ist sein unermüdlicher Chairman) entstand für das englischsprachige Publikum diese populär angelegte, gleichwohl exakt recherchierte Einführung in die Geschichte Dresdens. Zentrale Themen sind Zerstörung und Wiederaufbau der Stadt, die großen kulturellen Traditionen und die Frauenkirche.

### Dresdner Maiaufstand und Reichsverfassung 1849

Hrsg. Martina Schattkowsky, Universitätsverlag Leipzig 2000, 212 S.,

Im Nachgang zum Jubiläum des Maiaufstandes versammelt dieser Kolloquiumsband grundsätzliche Studien zu Zeitumständen und Personen, weniger zum eigentlichen Verlauf des Aufstandes. Der Hauptakzent des Bandes liegt bei der Frage nach der demokratischen politischen Kultur in der Spätphase der bürgerlichen Revolution von 1848/49.



## Gesamtverzeichnis Dresdner Hefte

- Heft 1 (1983) Dresden im 19. Jahrhundert\*
- Heft 2 (1983) Ehrenfried Walther von Tschirnhaus 1651–1708\*
- Heft 3 (1984) Absolutismus in Sachsen\*
- Heft 4 (1984) Langfristige Orientierung zur Pflege, Verbreitung und sozialistischen Aneignung des kulturellen Erbes und der revolutionären Traditionen im Bezirk Dresden (Teil I und II)\*
- Heft 5 (1985) Das kulturhistorische Dresden von 1830 bis 1871\*
- Heft 6 (1985) Sozialentwicklung in Dresden nach 1830\*
- Heft 7 (1985) Heinrich Schütz\*
- Heft 8 (1985) Vom kulturellen Anfang im Raum Dresden nach der Befreiung vom Hitlerfaschismus\*
- Heft 9 (1986) Von Gottes gnaden Augustus · Herzog zu Sachsen, Churf.\*
- Heft 10 (1986) Wirken und Wirkung – zur Kunstentwicklung im Dresden der 50er Jahre (20. Jh.)\*
- Heft 11 (1987) Zur Kunstentwicklung in Dresden im zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts – Tradition und Wandel\*
- Heft 12 (1987) Beiträge zur sächsischen Schulgeschichte\*
- Heft 13 (1987) Johann Gottlob von Quandt und die kulturelle Emanzipation des Dresdner Bürgertums zwischen 1815 und 1849\*
- Heft 14 (1988) Expressionismus in Dresden im ersten Viertel unseres Jahrhunderts\*
- Heft 15 (1988) Sachsen und die Wettiner (historischer Abriß)\*
- Heft 16 (1988) Dresdner Kultur im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts (Teil I)\*
- Heft 17 (1988) Dresdner Kultur im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts (Teil II)\*
- Heft 18 (1989) Carl Gustav Carus 1789–1869\*
- Heft 19 (1989) 1789 – Zeichen der Zeit (Die Wirkung der Französischen Revolution auf Sachsen)\*
- Heft 20 (1989) Von der Residenz zur Großstadt · Aspekte kultureller Entwicklung von 1871–1918\*
- Heft 21 (1990) Zur Festkultur des Dresdner Hofes\*
- Heft 22 (1990) Rudolf Mauersberger 1889–1971  
Protokoll der wissenschaftlichen Konferenz anlässlich des 100. Geburtstages des Kreuzkantors\*
- Heft 23 (1990) Auf der Suche nach Zukunft – Das Beispiel Pieschen  
(Entwicklungsaspekte eines Dresdner Arbeiterviertels)\*
- Heft 24 (1990) Die Residenz des sächsischen Königreiches in der bürgerlichen Umwälzung von 1830 bis 1871
- Sonderheft 1990 Sachsen und die Wettiner – Chancen und Realitäten  
Protokoll der internationalen wissenschaftlichen Konferenz in Dresden vom 27. bis 29. Juni 1989
- Heft 25 (1991) Die zwanziger Jahre – Stadtkultur in Dresden\*
- Heft 26 (1991) »Dem Mute aller Sachsen anvertraut« – Landesverfassung und Reformen in Sachsen nach 1831
- Heft 27 (1991) Repräsentation und Historismus – Dresden am Ende des 19. Jahrhunderts\*
- Heft 28 (1991) Wiederaufbau und Dogma · Dresden in den fünfziger Jahren (erweiterter Nachdruck 1995)\*
- Heft 29 (1992) Um die Vormacht im Reich – Christian I., Sächsischer Kurfürst 1586–1591\*
- Heft 30 (1992) Schola crucis, schola lucis? – Tradition und Neubestimmung von Kreuzschule und Kreuzchor\*



- Heft 31 (1992) Die knisternde Idylle – Dresden in den sechziger Jahren\*
- Heft 32 (1992) Die Dresdner Frauenkirche. Geschichte – Zerstörung – Rekonstruktion
- Sonderheft 1992 Dresden und seine berühmten Besucher  
Aus Schriften des »Vereins für Geschichte Dresdens« 1892–1936\*
- Heft 33 (1993) Johann Georg II. und sein Hof – Sachsen nach dem Dreißigjährigen Krieg\*
- Heft 34 (1993) Die Loschwitz–Pillnitzer Kulturlandschaft
- Heft 35 (1993) Dresden 1933–1945 – Zwischen Verblendung und Angst\*
- Heft 36 (1993) Reformdruck und Reformgesinnung – Dresden vor dem Ersten Weltkrieg\*
- Heft 37 (1994) Dresden in der Napoleonzeit\*
- Heft 38 (1994) Das Dresdner Schloß – Geschichte und Wiederaufbau
- Heft 39 (1994) Dresden in der Weltwirtschaftskrise\*
- Heft 40 (1994) Dresden und Italien – Kulturelle Verbindungen über vier Jahrhunderte\*
- Heft 41 (1995) Dresden – Das Jahr 1945\*
- Heft 42 (1995) Die Moritzburger Kulturlandschaft
- Heft 43 (1995) Der Dresdner Maiaufstand von 1849
- Heft 44 (1995) Der Dresdner Neumarkt – Auf dem Weg zu einer städtischen Mitte
- Sonderheft 1995 Victor Klemperer – Zwiespältiger denn je – Dresdner Tagebuch 1945, Juni bis Dezember\*
- Heft 45 (1996) Zwischen Integration und Vernichtung – Jüdisches Leben in Dresden  
im 19. und 20. Jahrhundert
- Heft 46 (1996) Der stille König – August III. zwischen Kunst und Politik
- Heft 47 (1996) Großes Ostragehege / Friedrichstadt – Geschichte und Entwicklungschancen
- Heft 48 (1996) Böhmen und Sachsen – Momente einer Nachbarschaft
- Sonderheft 1996 Curt Querner, Tag der starken Farben – Aus den Tagebüchern 1937–1976
- Heft 49 (1997) Sammler und Mäzene in Dresden
- Heft 50 (1997) Polen und Sachsen – Zwischen Nähe und Distanz
- Heft 51 (1997) Gartenstadt Hellerau – Der Alltag einer Utopie
- Heft 52 (1997) Kurfürst Moritz und die Renaissance
- Sonderheft 1997 Gesamtverzeichnis Heft 1–50
- Heft 53 (1998) Dresden als Garnisonstadt
- Heft 54 (1998) Kulturlandschaft Lößnitz–Radebeul
- Heft 55 (1998) Geschichten vom Sport in Dresden
- Heft 56 (1998) Sachsen im Dreißigjährigen Krieg
- Heft 57 (1999) Zwischen Nationalismus und »singender Revolution« – Visionen des 20. Jh. in Dresden
- Heft 58 (1999) Dresden und die Anfänge der Romantik
- Heft 59 (1999) Die Bürgerbewegung 1989/90 in Dresden
- Heft 60 (1999) Justizgeschichte Dresden
- Heft 61 (2000) Wirtschaftswachstum im Kaiserreich

\* vergriffen

Die Hefte 1 bis 15 sind als Kopie über die Redaktion erhältlich. Preis: 10 DM



## Autorenverzeichnis

Annett Dudek  
Freiberger Straße 25, 01067 Dresden

Una Giesecke  
Bischofsweg 32, 01099 Dresden

Gabriele Gorgas  
Ulrichstraße 3, 01326 Dresden

Ernst Günther  
Seestraße 2, 01067 Dresden

Sigrun Hellmich  
K & K, Nicolaistraße 36, 04109 Leipzig

Jayne-Ann Igel  
Georg-Estler-Straße 1, 01109 Dresden

Prof. Dr. Günter Jäckel  
Seidelbaststraße 2, 01259 Dresden

Ingrid Kirsch  
Dora-Stock-Straße 18, 01217 Dresden

Dr. Sonja Koch  
Ewald-Schönberg-Straße 4, 01217 Dresden

Christian Püschel  
Beckerstraße 17, 01109 Dresden

Dr. Karla Scharf  
Ebereschenstraße 33, 01169 Dresden

Iris Schilke  
Albertstraße 29, 01097 Dresden

Cynthia Schwab  
Robert-Koch-Straße 9, 01219 Dresden

FrauenStadtArchiv Dresden  
Dürerstraße 79, 01307 Dresden  
Telefon 4 41 85 32; [www.frauenstadtarchiv.de](http://www.frauenstadtarchiv.de)

## BESTELLKARTE

Hiermit bestelle ich ab \_\_\_\_\_ die  
DRESDNER HEFTE in \_\_ Exemplare(n)  
im Abonnement.

Das Einzelheft kostet 7,- DM, das Jahres-  
abonnement 26,- DM.

Die Zahlung erfolgt jährlich im 2. Quartal.  
Die Kündigung ist vierteljährlich möglich.

Datum \_\_\_\_\_

Unterschrift \_\_\_\_\_

Name \_\_\_\_\_

Vorname \_\_\_\_\_

(o. Institution) \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

PLZ/Ort \_\_\_\_\_

Zahlung per  Rechnung  
 Abbuchung

Kreditinstitut\* \_\_\_\_\_

BLZ \_\_\_\_\_

Konto-Nr. \_\_\_\_\_

\* Diese Angaben gelten zugleich als Einzugsermächtigung.

Bitte in Druckschrift ausfüllen!



## Bildnachweis

Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Galerie Alte Meister 5, 8,

## Fotonachweis

FrauenStadtArchiv Dresden 31, 33, 34, 40, 44, 45, 81, Innentitel

Galerie Drei, Dresden 64, 67, 68, 70

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek, Abt. Fotothek  
5, 8, 20, 21, 23, 36, 59, 83, Innentitel hinten, Umschlag Rückseite

Bei fehlenden Quellenangaben liegen die Rechte bei den Autoren.

---

Titelfoto: Tanzende Frauen, Mozart-Brunnen von H. Hosäus 1907, Foto H. Quinger 1998

Foto Rückseite: Frauen beim Zigarettdrehen (Yenidze), um 1920

---

## Absender

---



---



---

DRESDNER HEFTE –  
Beiträge zur Kulturgeschichte der Region  
Vierteljährlich herausgegeben  
vom Dresdner Geschichtsverein e.V.  
80–104 S., SW-Illustr., Klebebroschur  
7,- DM

DRESDNER  
GESCHICHTSVEREIN e.V.  
Redaktion DRESDNER HEFTE  
Wilsdruffer Straße 2 a  
01067 Dresden





Trümmerfrauen in der Dresdner Innenstadt 1946

**Bezugsbedingungen:**

Die DRESDNER HEFTE erscheinen quartalsweise. Abonnements sind bei der Redaktion anzumelden.

Redaktionsschluß: 16. Mai 2000

Herausgeber: Dresdner Geschichtsverein e.V.  
Wilsdruffer Straße 2 a, 01067 Dresden,  
Telefon und Fax (03 51) 495 60 74

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. phil. habil. Günter Jäckel, Prof. Dr. phil. habil. Hans John,  
Prof. Dr. sc. phil. Harald Marx, Dr. phil. Joachim Menzhausen, Hans Jürgen Sarfert,  
Prof. Dr. phil. Jürgen Paul, Prof. Dr. phil. habil. Heinz Quinger, Dr. Mike Schmeitzner

Redaktion: Hans-Peter Lühr, Red. Mitarbeit: Helga Wehner

Herstellung: Michel Sandstein, Grafischer Betrieb und Verlagsgesellschaft mbH Dresden

Wir sind im Internet erreichbar unter: [www.dresden.de/dresdner-hefte](http://www.dresden.de/dresdner-hefte).

Die DRESDNER HEFTE werden unterstützt vom Dezernat Kultur und Jugend der Stadtverwaltung Dresden und dem Sächsischen Staatsministerium für Kultus.



7 DM

DRESDNER HEFTE ISBN 3-910055-54-0 ISSN 0863-2138



Postvertriebsnummer: F 11378